

u m r i s s e

a u ß

meinem Skizzenbuche

von

H. von Rennenkampff,

Herzogl. Oldenburgischem Cammerherrn.

Zweyter Theil.

„Niemand lernt mehr aus einem Buche,
„als der es geschrieben hat.“

Hannover, 1828.

Im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung.

Meine geliebten, theuern Brüder,
G u s t a v u n d P a u l,
im fernen Norden
und ferneren Osten,
nehmt liebeich auf
die Zueignung dieser Blätter,
die manchen Bekannten Euch vorsehren,
manches Erlebte
und unsere alte Gesinnung.

EX BIBLIOTHECA
OLDENBURGENSI.

I n h a l t.

P a r t h e n o p e.

Nesub. S. 5. — Sorrent. 6. — Das Capuziner-Kloster. 8. — Der Fremde. 9. — Die Vorstellungen. 15. — Forschung und Speculation. 16. — Naturforschung. 25. — Organische Schöpfung nach G. R. Treviranus. 31. — Der Fremde ein Bekannter. 46. — Pestum. 47. — Herr Joseph. 55. — General Comptre. 66. — Müller aus Kiefland. 77. —

D e r v e r l o r n e S o h n.

Erste Erinnerungen. S. 75. — Elend. 78. — Ein Lied des Trostes. 80. — und ein Ketter. — 81. — Der Deutsche in Bombay. 81. — Die Pflegerin. 87. — Erste Reime

künftiger Gesinnung. 88. — Erster Unterricht 92. — Große Verlegenheit. 96. — Freiz wird Kaufmann. 101. — Das Elina gutträglich. 102. — Alte Erinnerungen. 107. — Wie Müller von Gott dachte, 109. — und von Religionen, 110. — und von der Bibel. 111. — Tatta, der Hindu. 117. — Reise mit ihm. 119. — Nahaf, nach Malkolm Sketch of the Sikhs. 121. — Cashmire. 129. — Wald in Cashmire. 134. — Der See von Sirmagur. 139. — Der Buchar. 140. — Kulhar. 144. — Europa in Ostindien. 149. — Die Gegend umher. 161. — Kulhar und seine Tischgenossen. 165. — Die Familie. 166. — Schach, ein indisches Spiel. 168. — Die Schule. 169. — Rosen von Cashmire. 164. — Die belebte Natur. 166. — Shavels. 168. — Freiz findet einen Vater. 175. — Wie Kulhar von Gott dachte. 174. — Gramaismus. 176. — Der schwarze Jude. 188. — Gollas soll ein Christ werden. 191. — Der Moslem. 201. — Der Parse. 206. — Der Schmerz der Trennung. 209. — Der Ruf in die Heimath. 211. — Pflicht und Neigung. 215. — Die Ausstattung. 216. — Abreise. 219. — Die Beschließerin. 220. — Geschwister in Europa. 222. — Wir kennen ihn. 226. — Mein Vater 231. — Die Morgensonne in Europa. 235. — Das Lied ein Wahrzeichen. 234. — Des Vaters Anlie-

gen. 236. — Im Hause und in Europa. 236. — Herder's Ideen u. c. (Ed. I. S. 554.) 241. — Anordnungen. 242. — Ausnahme in die christliche Gemeinde. 244. — Die Universitäts. 247. — Der Freund. 250. — Die Geliebte. 250. — Ein Ruf aus Osten. 251. — Wieder ein Trennungsschmerz, 252. — und Wiedersehen. 256. — Sagoonah. 261. — Der kranke Arzt. 264. — Anordnungen zum Neerbade. 272. — Die Palmeninsel. 276. — Europa und Cashmire. 280. — Die letzte Unterredung. 282. — Lebensplane. 286. — Der Vater todt, die Geliebte verloren. 287. — Der Mensch und die Regierung. 288. — Reise gen Norden. 300. — Heinrich ein Gefannter. 304. — Gollas bekommt Heimweh. 305. — St. Petersburg und die Einsamkeit. 306. — Der Christ K. 310. — Müller in Lief-land. 313. — Werner, der Geldwebel. 316. — Ein Blick auf Lieflands Bewohner. 316. — Heinrichs Erfolge. 318. — Des Geldwebels Bögling. 319. —

Paris 1809.

Wep Hosc. 324. — Der König von Neapel. 328. — Pariser Ton, 331. — europäischer. 333. — Femmes savantes. 336. — Fremdenleben. 339. — Schlabern

dorf. 344. — Marchese Loralba. 348. — Theater.
350. — Tragödie. 358. — Schauspiel. 372. — Boulevard-
Theater. 376. — Vaudeville. 378. — Musik. 379. — Con-
cert. 382. — Oper. 385. — Ballet. 384. — Der Abend
im Jardin des plantes. 388. — Eine schöne Seele. 390. —
Die Verlassene in Carsoli. 391. — Höchste Liebe. 394. —
was sie ausrichten vermag. 400. — Der Universitäts-
Freund. 406. — Chiara Lacerta. 417. — Sie ist's! 430. —
Aufklärungen. 437. —

Parthenope.

Bella Italia! amate sponde!
Pur vi torno a riveder!
(MONTI.)

Hoch auf dem Vesuv, wo schon die letzten Bäume stehn, bey der Einsiedeley San Salvatore, ruhte ich mit meinem Gefährten auf beschattetem Rasen, das Meer und die Gesteade, tief unter uns, betrachtend. Wir waren von dem Aschenkegel des Vulkans herabgestiegen, auf dessen Gipfel wir einen Theil der schönsten Frühlingsnächte zugebracht hatten.

Dort hatten wir die ungeheuern Feuersäulen betrachtet, die von Zeit zu Zeit, in nicht ganz unregelmäßigen Zwischenräumen, der weit geöffnete Crater, mit furchtbarem Getöse und süßbarem Erzittern des Bodens unter uns, flammend in die finstern Lüfte hinaustrief, und den gefährlichen Regen glühender Steinmassen und Schlacken, die prasselnd aus den Lüften herabsielen auf den Berg und hie und da weiter hinabrollten. Auf dem südwestlichen Abhange des Berges spaltete sich bald hier, bald da die Erde, weithin erbebend; feurige Lavaströme ergossen sich langsam, verheerend aus diesen Schlünden über die Erde, abwärts, dem Meere zu, verzehrten schnell in Rauch und Flamme, was ihnen im Wege stand, theilten sich bey jeder hügligten Erhöhung, flossen weiter unten wieder zusammen, erstarrten oft auf hal-

hem Wege, oder breiteten sich in eine kleine Ebene aus — und wir sahen von oben diesem Schauspiel zu und erkannten Höhen und Tiefen, Gärten und Häuser nur an der schauerlichen Beleuchtung dieser flammenden Ströme, die oft unaufhaltbar wüthend eine Stadt zusammen schmelzen, überströmen und sich ins Meer ergießen, das schäumend und brausend sich in gewaltigen Wellen empört. Es giebt kein furchtbarer nächtlich Grausen, als diese freygewordne Feuerögewalt bey dem Donner im Eingeweide der erzitternden Erde.

Nach und nach schwanden die Schatten der Nacht; in Osten ward es hell; des Himmels ewige Lampen erloschen; sein dunkles Azur wich der Perlenfarbe des Meeres; Meer und Küsten zu unsern Füßen wurden immer sichtbarer, immer deutlicher und farbiger; rechts glänzten die weißen Mauern Neapels, wie von seinen Bergen hinabgestiegen und seine Paläste in sanftem Bogen ans Meer gelagert; Bajae, Elhsium, die halb in Wolken verhüllte Ischia, die lächelnde Procida, und das dräuende Vorgebirge Miséum zogen den Bogen des weiten runden Golfs gegen die felsige Capri, der das Vorgebirge Minerva entgegen stand, das mit seinem Meerufer, das schönste der Welt, links bis zu unsern Füßen hin, den Kreis des weiten Golfs schloß, über dessen Grenzen, Inseln und Landzungen hinaus, die Meereslinie den Horizont scharf abschnitt, selten von einer ferngen Insel unterbrochen. Und wie nun das Gestirn des Tages selbst nahte, seine Boten, die Wolken

und Wölkchen in Purpur und Gold gekleidet, die Erde und das Meer in diesen Himmelsfarben verklärten, bis es endlich, von den Bergen erst verdeckt, jetzt sich über sie erhob und seine glühenden Strahlen leuchtend über die Welt verbreitete — welche Sprache könnte dieß Schauspiel mafen, oder die Empfindungen des Beschauers schildern, den diese Lust umfließt, aus der ein sanftes, süßes Erbeben bis ins innerste Sebein zu dringen scheint.

Wer das nie selbst erlebte, rief ich aus, der weiß doch wahrlich nicht, was alles die Natur den Sinnen des Menschen zu bieten vermag! — Bloß den Sinnen? fragte Julius. — Da trat der verschmigte Clausner zu uns, grüßte uns mit einem frommen Spruche und stellte auch Betrachtungen über die versloßne Nacht an, indem er den Schaden anschlug, den der Berg in derselben verursacht haben möchte. Auch das war nicht ganz ohne Interesse.

Am Fuße des fortwährend erschütterten Berges, nicht ohne Aengstlichkeit uns nach gefährlichen Lavaströmen umsehend, im Hafen der, so oft schon verschütteten, immer wieder neu auf der halb abgefühlten Lava erbaueten, Stadt Rösina, setzten wir uns in eine schnell segelnde Felude, und während wir uns an dem Anblick der reizenden Gegend rings um uns her erlabten, wehte ein kaum fühlbares Lüftchen aus Osten uns rasch an die Küste, die Neapel gegenüber liegt.

Es ist dieß eine sehr hohe, ganz senkrechte Wand vom schönsten Granit, auf deren Höhe, vom scharfen Rande an, sich ganz wagerecht eine weite fruchtbare Ebene ausbreitet, auf der mehrere kleine Städte, auf grünem Rasen zerstreut, sich munter und einladend ausnehmen. In der Ferne ist diese Ebene begrenzt von fast senkrechten Felsen hoher Berge, deren Gipfel sich oft in die Wolken verlieren. Ein Treppensteig, in die senkrechte Granitwand am Meere eingehauen, führte uns hinauf in die Stadt, in der der unsterbliche Sänger des befreieten Jerusalems das Licht der Welt erblickte. Hart am Rande, auf der Granitwand, liegt *Porto*, im Angesicht der nahen Städte *Vico* und *Meta*, des Besuchs und der Pracht des ganzen herrlichen Golfes. Zwischen den Häusern der Stadt durch, wie vertiefte Gassen; öffnen sich hie und da breite Spalte, bis fast an die Tiefe der Meeresfläche hinab; in dem Boden dieser Schlünde blühen alte Orangenbäume, und senden ihre süßen Düfte hinauf, zu den schmalen Stegen oben, die über diesen Abgründen hinweg die Wandelnden von einem Hause zum andern führen.

Leppig umrankten Neben die Fenster eines niedrigen Hauses, und das Lattenwerk der großen Laube, durch die wir in die Hausthür traten. Schon lange vorher schallte uns der Gesang der Frauen entgegen, die auf dem großen Vorplatze mit mancherley häuslicher Arbeit beschäftigt waren. Die Mutter des Hauses, eine wohlbeleibte Matrone, saß am laut schnurrenden Spinnrade;

die Hausfrau, ein hohes, schlankes, schönes Weib, hatte Erbsen in der Schürze und enthülsete sie; ein Knabe von acht Jahren saß auf dem Rande des Feuerherdes und spielte die Zither; mehrere ältere und jüngere Mädchen hatten andere Arbeit. Alle eilten auf uns zu, grüßten mich mit dem reinsten Ausdrucke herzlichster Theilnahme, als alten Bekannten und Gastfreund; meinen Gefährten als fremden Gast eben so. Die rüstige Hausfrau schüttete die grünen Erbsen in eine blanke Zinnschüssel, empfahl die Aussicht über ihren Säugling, der am Boden spielte, einem der ältern Mädchen, und brachte uns Milch, die köstlichste, die wir je genossen hatten; Butter, die ihr gleich war, und das bekannte wohlschmeckende weiße Brod, wie es nur bey Neapel angetroffen werden kann, wo der Weizen besser als irgendwo in der Welt ist. Die alte Mutter fragte uns unterdessen begierig nach Neuigkeiten aus Neapel, nach dem französischen Könige, dessen Namen sie nie ohne einen Schimpf aussprach, nach Unternehmungen der erbitterten Calabresen, die sie voraussetzte, weil sie sie wünschte, und nach der englischen Flotte, die sie täglich vor Neapel erwartete.

Der Knabe mit der Zither war zu einem bekannten Maulthiertreiber gelaufen und brachte uns einen Mann mit tüchtigen Thieren mit. So ritten wir, im langen, fördernden Schritt, durch die schönste Gegend der Welt: erst am Rande des hohen Ufers hin, durch *Meta* und *Vico* nach *Castellamare*, immer links den Golf in seinem

ganzen Umfange im Angesicht; dann rechts über die Ebene ins Gebirge, durch Angri, Pagani, Nocera, Pucciano nach La Cava.

Hier studirte Claude-Lorrain die Natur, die die schönsten Werke seines Pinsels so weit übertrifft, daß diese kaum einen höchst mangelhaften Begriff ihrer unendlichen Schönheiten zu geben vermögen. Mehr vermochte selbst der erste der unssterblichen Landschaftsmaler nicht; wie ohnmächtig muß da nicht jede Beschreibung ausfallen, selbst aus der Feder eines Du Patry! Wir vermochten diese Gegend nicht so bald wieder zu verlassen, und schickten unsre Maulthiere zurück. Acht Tage lang, unvergeßliche Tage, durchzogen wir dieses Gebirge nach allen Seiten, und fanden uns endlich in dem Capuciner-Kloster, unweit Vieti, an einem schönen Nachmittage ein.

Das Kloster liegt am nördlichen Abhange einer überaus reizenden, engen Bergschlucht, in deren Grunde ein crystalheller, tief eingesenkter, kleiner Fluß still zwischen grünen Ufern und hohen Pappeln fließt und sich bald ins nahe Meer ergießt. Von der flachen Brücke in der Tiefe sieht man durch die Oeffnung des engen Thales, wie durch ein entferntes Fenster, Vieti am Meere und die ferne blaue Bergkette, jenseits Salerno einen Meerbusen umschließend. Zur Linken hatten wir einen prachtvollen alten Orangenbaum am steilen Abhange, voll Früchte und Blüten, rings umher seine süßen Düste versendend.

Das Kloster liegt weit höher, und aus den Fenstern desselben beherrscht man die freye Aussicht aufs Meer, mit seinen schönen Inseln und Felsenküsten. — Die Capuciner nahmen uns freundlich auf. Ihr großes köstliches Haus, der mit Eis gekühlte gute Wein vom Monte Somma thaten uns wohl. Wir lehrten indessen doch ins Freye zurück, den dunstenden Baum im engen Thale, am hellen Bache wieder zu finden.

Im Schatten des Orangenbaumes saß jetzt ein stattlicher, schlanker Mann, mit großem schwarzen Strohhute, die Arme auf der Brust gekreuzt, still in die tiefe klare Gluth blickend. Er schien nicht jung zu seyn; der Ausdruck seines edeln Angesichtes war ruhig, ernst und sinnend, aber heiter. Er schien uns nicht zu bemerken, und so setzten wir uns still auf die andere Seite des Baumes; der Ort war günstig zum Zeichnen, und so beschäftigte ich mich mit meinem Skizzenbuche, ohne mich um meine Nachbarn zu bekümmern.

Julius unterbrach plötzlich die Stille und rief mir zu: Sieh doch den schönen glänzend-weißen Vogel, der auf dem dunkelblauen Himmel kreiset! Er fliegt wie ein kleiner Reiher; jetzt senkt er sich herab! da steht er zierlich und fedt auf einer Felsenlippe! — „Es ist auch ein Reiher, aber kein gewöhnlicher; *Ardea Garzetta*, der auch in diesen Gegenden selten ist,“ — sagte der Fremde, indem er uns mit einer anständigen Verbeugung begrüßte. Wir waren hoch erfreut und verwundert, unsere Muttersprache so unerwartet sprechen zu hören,

vergaßen bald den Vogel und unterhielten uns aufs Angenehmste und Lehrreichste mit unserm neuen Bekannten, der uns immer anziehender und immer bedeutender wurde.

„Da Sie vom Golfe kommen, sagte er, aus der überreichen, weiten, offenen, schönen Welt, so muß Ihnen die reizende Stille, in dieser beschränkten Felsenschlucht, wie eine erquickende Ruhe erscheinen, dem Auge und dem Gefühle nach. Mir geht es wenigstens so. Die Stille um mich her, die Klarheit dieser sanft hingleitenden Fluth, die Beschränkung des Raumes, der Himmel oben, nicht überall — das zieht mich mächtiger in diesem Augenblicke an, als selbst jener lachende Blick in die reiche Ferne und aufs Meer.“ —

Und doch ist's ganz hübsch, erwiederte Julius, daß dieser Blick ins Weite uns nicht ganz mangelt. Was wäre diese reizende Bergschlucht mit ihrer Stille, wenn die weite, reiche Welt mit ihrem Glanze sie uns nicht durch Ermüdung doppelt reizend machte! —

Der Fremde sah ihn aufmerksam an, mit dem Ausdrucke des Wohlwollens und der Theilnahme. Es giebt kaum eine anmutigere Beobachtung, als einen geistreichen jungen Mann im Gespräch mit einem Fremden zu sehen, der sich in Allem als bedeutend ankündigt, und wie dann beyde sich gegenseitig zu errathen streben.

Die Unterhaltung kam, wie sich denken läßt, bald auf die Ausbrüche des Vesuv. Julius ließ sich mit tiefem Gefühl über diese Erscheinungen aus, schilderte sie

mit Feuer und sagte dann: Dieß nächtliche Grausen wird mir unvergeßlich bleiben; um so mehr, da ein weit verbreiteter Zusammenhang der unterirdischen Flammenbildungen so augenscheinlich ist und der Phantasie so weiten Spielraum bietet. Drüben, bey dem See Agnano, am Fuße der senkrechten Felsen, auf denen oben die Solfatara liegt, habe ich große Risse in den Felsenwänden gesehen, die jetzt auch Feuer speyen. Von einer kleinen Erhöhung in der Nähe sieht man diese Oeffnungen zugleich mit dem Vesuve in der Ferne, und die Gleichmäßigkeit der vulkanischen Arbeit, wie man sie so sieht, ist eben das Schaudererregende; denn jeder einzelne Feuerauswurf auf dem Vesuve und unter der Solfatara geschieht immer zugleich, ist nur ein gemeinschaftlicher Stoß an zweyen Orten, ein Pulsschlag dieser empörten Erdgegend. Und zwischen beyden unterirdisch verbundenen Punkten liegt, vielleicht nur von einer sehr dünnen Erdkruste getragen, die ganze schöne Stadt Neapel, mit ihren sorglosen Menschen, der ganze Golf, mit seiner unübersehbaren Fülle lebender Geschöpfe, mit den Schiffen und unzähligen kleinen Fahrzeugen voll Menschen. Wie soll nicht Todesangst die Menschen erfüllen bey diesem Gedanken! Dieß Paradies und diese Hölle! Wie läßt sich jenes neben dieser genießen! wie sicher ruhen unter den schönsten Blumen, am Rande des schaudervollsten Abgrundes!

„Allerdings! erwiederte der Fremde: Wer, umgeben von den reichsten Schönheiten der Natur, sich nur zum

wehlichen Genuße derselben, zum Ruhen unter Blumen, berufen fühlt, der muß wohl zittern vor dem Abgrunde. Ist denn das aber so nothwendig? Sind die Blumen bestimmt, den wollüstig-trägen Menschen ein süß dufendes Bett zu seyn? und soll die Natur bey den unersforschlichen Maßregeln ihrer großen Haushaltung die Kleinlichen Rücksichten der Menschen beachten?"

Sie scheinen mich mißverstanden zu haben, entgegnete Julius, indem er eine kleine Empfindlichkeit unterdrückte; ich habe nur sagen wollen, daß der Genuß der unvergleichlichen Schönheiten der Natur, an diesen Gestaden, den Menschen verderben wird, durch die Nähe der Gefahr sowohl, als durch das schaudervolle Drohen derselben. Dem Menschen ist nichts natürlicher, als sich in dem Gefühle der Sicherheit behaglich zu fühlen; wo ihm das fehlt, hat er keinen wirklichen Genuß. Die Reflexion kann Vieles überwinden, kann uns über die Gefahr erheben, ja über den Untergang selbst; aber sie kann uns hier nicht das behagliche Gefühl der Sicherheit geben, das wir in andern, minder schönen Gegenden haben, deren unscheinbare Schönheiten wir um so ungestörter genießen, als der Boden unter unsern Füßen nicht von Feuerschlünden unterhöhlt zu seyn scheint.

"Der Neapolitaner scheint denn doch eben so wenig zur Reflexion geneigt, als das behagliche Gefühl der Sicherheit im Leben zu entbehren. Ein wohlthätiger Leichtsinns und die Macht der Gewohnheit mögen bey der Menge, die so leicht bey jeder Gefahr Kleinmüthig wird,

entscheidend seyn. Doch mögen die Motive unserer Empfindungen seyn welche sie wollen; die Vorstellungen von den Dingen in der Natur, an denen jene den größten Antheil haben, wirken allein auf uns, und der Gegenstand darf mit seinem Abbilde im Spiegel nicht verwechselt werden. Die Vorstellung von diesen Feuerausbrüchen, die sich in der Seele des nordischen Wanderers bildet, ist von der des Neapolitaners sehr verschieden; jener schaudert, dieser jubelt; und doch bleibt die Sache dieselbe. Seit einigen Wochen sind rings umher in dieser Gegend alle Brunnen versiegt; ein untrügliches Kennzeichen naher Erderschütterung, eines Erdbebens oder ungehinderter vulkanischer Ausbrüche. Nichts hat man mehr zu fürchten, als das Erdbeben. Dumpfes Schweigen und die Todesangst banger Erwartung war rings umher verbreitet. Es handelte sich um "Seyn oder Nichtseyn." Da donnerte plötzlich der Berg hoch auf, warf sein Feuer in die Lüfte und ergoß sein glühendes Eingeweide. Wohlthätig athmete nun jede Brust auf. Der Mensch fühlte sich errettet vom Untergange, oder was mehr ist, von Angst und Bangigkeit. In allen Kirchen ertönten Dank- und Lobgesänge. Jubel und Feste überall, und der Berg, so weit man ihn sehen konnte, war das erhöhte Zeichen der Erlösung."

Unter gegebenen Umständen kann gar Manches eine Wohlthat werden, das unter andern Umständen ein großes Uebel wäre. Wo es keine Feuerschlünde unter der Erdoberfläche giebt, da bedarf man der schauderhaften

vulkanischen Ergießungen nicht, um dadurch vom Untergange durch das furchtbarere Erdbeben errettet zu werden. Ich möchte dieß Land einer überaus schönen, unwiderstehlich reizenden Frau vergleichen, die ihre Liebhaber unaufhörlich in Todesgefahr und Todesangst erhielt.

“Da würde ich den Liebhabern rathen, es mit der grausamen Schönen so zu machen, wie Sie es vermuthlich selbst mit diesem schönen Lande machen werden; ihre Gegenwart nämlich so lange zu genießen, als die Furcht vor dem Uebel sie nicht am Genuße hindert, und sie dann verlassen. Auf jeden Fall sollte man, dünkte ich, die Furcht verbannen, wo man genießen will, oder aber den Genuß reuelos aufgeben, wenn die Gefahr es verdient, was hier jedoch der Fall nicht ist.”

Wie sehr die Gefahr des Unterganges auf den phlegmatischen Feldern gemieden zu werden verdient, wird gewiß immer schwer zu entscheiden bleiben. Der Mensch ist überall mehr und weniger mit Lebensgefahren umgeben; aber eben auf dieß Mehr und Weniger kommt's denn am Ende doch an. Ohne grade furchtsamer als ein Anderer zu seyn, würde es doch etwas Beunruhigendes für mich haben, so lebhaft und fortwährend an meine und der Meinigen augenscheinliche Lebensgefahr erinnert zu werden, und ich glaube allerdings, daß ich dabey nicht leicht zum ruhigen Genuße käme.

“Vermuthlich weil die Phantasie Ihnen nicht in allen Fällen den schuldigen Gehorsam leistet. Schonen und pflegen Sie dieß Götterkind nur ja recht sorgfältig, geben

Sie ihm aber die rechte Nahrung, die ihm heilsam ist, und es wird Sie künftig nicht beunruhigen. Am Ende sind es doch die Dinge selbst nicht sowohl, als unsere Vorstellungen von ihnen, die uns lebhaft ergreifen und beherrschen; wie mannichfaltig verschieden der Menschen Vorstellungen von einem und demselben Dinge sind, weiß Jeder; darum sollte auch Jeder fühlen, wie wichtig die Prüfung und Berichtigung seiner Vorstellungen ihm seyn muß.”

Ja! wenn's nur Einen gäbe, der uns sagen könnte, welches die richtigen Vorstellungen sind! Aber wer mag das für uns Alle zu entscheiden wagen! wer von den seinigen behaupten wollen, sie seyen allein die richtigen!

“Das kann freylich Keiner! denn das käme auf Enthüllung des Absolut-Wahren heraus. Es giebt indessen doch einen Weg der Forschung, auf dem man dem Wahren immer näher kommt, auf dem sich die Vorstellungen immer mehr berichtigen, auf dem sie den vorgestellten Dingen immer angemessener und ähnlicher werden. D es giebt Wahrheiten, auch für den beschränkten Blick des Menschen! Es giebt eine fortschreitende Erkenntniß, und dieser Wonne vergleicht sich keine andere menschliche Seligkeit!”

O gewiß! das Glück der Erkenntniß ist vielleicht das einzige reine, dauernde, wahre Erdenglück! aber es ist ein Glück, und will eben deshalb mehr gefunden als erworben seyn. Es giebt der mühseligen Pfade der Forschung so viele! welcher ist der rechte? Auf jedem be-

gegnet uns der Irrthum im Gewande der Wahrheit, und auch dem Weisesten drückt er noch, am Ende der Laufbahn, die Augen täuschend zu.

“So sagt man, ermüdet von vielfältigen Täuschungen trockner Speculation; aber man denkt sich dabey doch nicht klar und deutlich, was man will, und was man wollen darf. Die Natur ist ein unermessliches Reich der Forschung, in uns und um uns, so weit nur immer der Gedanke reicht; wer wird ihre Unendlichkeiten ermessen, wer ihre Unergründlichkeit durchschauen wollen. Soll ich aber, weil mir das Ziel zu erreichen, unwahrscheinlich, wohl gar unmöglich scheint, alle Forschung aufgeben? nicht an Wahrheiten retten, was sich nur immer der Täuschung abgewinnen läßt? Reicht mein Blick nicht in die Ferne, soll ich mich darum nicht in der Nähe umsehen? Durchschaut er nicht das Wesen der Dinge, soll ich darum nicht bey der äußern Erscheinung mit ernster Prüfung verweilen? Gerade das, was ich hier finde, ist mir von höchster Wichtigkeit, und dieses Nahe weist hinaus in die Ferne, dieß Aeußere deutet das Wesen. Die Natur giebt uns tief bedeutsame Bilder; deren Wesen darin zu finden, unsere große Aufgabe ist; wir lösen die Aufgabe freylich nicht, aber wie erhebt sich unser Geist in dem Streben danach, bey redlichem Forschen! und wir finden, was wir nicht suchten; wir finden das Unschätzbare; und was wir finden, zeigt uns nach und nach immer deutlicher, was wir suchen sollen; und wir ahnen das Unerforschliche; wir stehen mit dieser

Ahnung

Ahnung an den Grenzen der Menschlichkeit — — Einmal wird es denn doch Tag! und dann war unsere Ahnung kein leeres Blendwerk!”

Der Greis hatte bey diesen Worten das ausdrucksvolle Auge auf das tiefe Blau des Himmels gerichtet und senkte es wieder hinab in die klare Gluth zu unsern Füßen; seine heitere Ruhe blieb sich gleich, seine volltönende Stimme verhallte, wir schwiegen im Anschauen des edeln Unbekannten, bis endlich Julius sprach:

Erlauben Sie mir zurück zu kommen auf die Frage, von der wir ausgingen: Der Neapolitaner und ich, wir haben ganz verschiedene Ansichten von den Eruptionen des Vesuv; ihn erfüllen sie mit Freude und Jubel, mich mit Schauer und Widerwillen. Wir haben ganz entgegengesetzte Vorstellungen von derselben Erscheinung, aber diese Vorstellungen entstehen aus Nebenrücksichten, wie gewöhnlich unter den Menschen, welche kann also hier die richtigere genannt werden?

“Gewiß keine! Beyde sind der Sache selbst fremd, darum also unrichtig; beyde fließen aus bänglicher Rücksicht auf uns selbst, und sind also beschränkt, kleinlich, nicht würdig genug, also auch nicht wahr genug. Wer die Natur und ihre Erscheinungen beobachten will, muß nicht an sich, nicht an seinen Vortheil oder Nachtheil, nicht an das behagliche Gefühl der Sicherheit denken, muß sich selbst vergessen. Sie thun das bey so mancher alltäglichen Gelegenheit im gemeinen Leben; wenn ein Freund zu vertheidigen, ein Menschenleben zu

sichern, die verkannte Unschuld zu rechtfertigen ist; ja selbst wenn einem thörichtem Vorurtheile der Ehre auf hergebrachte Weise genügt werden soll. Hier aber scheint es die Neuheit der Sache, Mangel an Bekanntschaft mit der Natur zu seyn, was Sie von dem gehörigen Gesichtspunkte entfernt hält."

"Wer sich den Menschen nur von der Seite seiner Gottähnlichkeit, der Größe seines Geistes denkt, gewöhnt sich eben sowohl an eine einseitig-mangelhafte Vorstellung, als derjenige, der ihn sich nur in der Hülflosigkeit seines körperlichen Naturzustandes, oder künstlicher Bedürftigkeit, denkt. Wer sich aber nur einmal den Menschen im Verhältnisse zum Erdballe und zu der Gesamtheit seiner Mitbewohner auf demselben, zu der Sonne und ihrem sogenannten Planetensystem, zu den übrigen Weltkörpern und dem mehr geahneten als gedachten Weltall, so klar und deutlich gedacht hat, als es ihm nur immer möglich ist, zumal wenn er ein so glücklich organisirter Phantasiemensch ist, wie Sie es zu seyn scheinen, dem wird die Großheit dieser Vorstellung auch bey jeder Veranlassung gegenwärtig seyn; der wird bey Lavaströmen und erzitternden Vulkanen nicht mit erzittern; nicht zuerst an den kleinen Schaden denken, den sie nach beschränkt-menschlicher Denkweise anrichten; der wird vielmehr dabey an dieselben Kräfte denken, die unserm Erdballe seine gegenwärtige Gestalt gegeben haben; die noch immer thätig seyn müssen, und die es auf eine Weise, in uns verborgenen Gegenden, seyn müssen,

von der diese Erscheinungen ein kleines Vorbild sind, daß der Phantasie des Beobachters einen großen Spielraum öffnet."

Sie bringen mir hier unerwartet ein Licht vor's Auge. Die Wichtigkeit einer vertrautern Bekanntschaft mit der Natur und ihren Erscheinungen, die Wichtigkeit naturwissenschaftlicher Studien und ihr Einfluß auf die ganze Geistesrichtung ist groß und einleuchtend. Ich wünsche sehnlichst, daß ein gütiges Geschick mich von Jugend auf zu diesen Beschäftigungen gewiesen oder genöthigt hätte.

"Ist es denn dazu nicht immer noch Zeit genug? Ist die Naturforschung nicht ein fortgesetzter Genuß der höchsten, reinsten, erhebendsten und süßesten Art? und wer sände es je zu spät, sich einem Genuß hinzugeben, den er bisher nicht kannte?"

Eben weil ich diesen Genuß aus Erfahrung noch nicht kenne, wenigstens nicht in dem Maße, als ich's wohl wünschte, so zieht er mich auch nicht so mächtig, wenigstens nicht fortdauernd an. Dagegen droht mir die große Summe nachzuholender Kenntnisse mit einem Zeitaufwande und anderseitigen Opfern, die vielleicht nicht mit durchaus befriedigenden Resultaten belohnt werden würden. Ich habe nämlich oft schon aus den Unterredungen gelehrter Naturforscher entnommen, daß es des Unerschöpflichen unendlich viel giebt, ja sogar daß, bis zu einem gewissen Punkte gebracht, Alles unerschöpflich ist.

„Bringt es aber nur bis zu diesem gewissen Punkte, welche Wunder liegen da vor Eurem Blicke ausgebreitet! mit wie andern Augen sehet Ihr alsdann das Unerforschliche an!“

Frage ich den Anatomen, den Physiologen, der den menschlichen Körper wie ein künstliches Glashaus, in allen einzelnen Theilen und allen Lebensfunctionen, durchschauen zu können schien, von welchem Punkte aus der erste Anstoß zu Bewegung meines Armes ausgehe, so fand er die Frage sehr ungehörig, weil es darauf keine Antwort giebt. Welches ist das Werkzeug in dem Herzen, das das Blut in die Arterien hinaustreibt, und nie in die zurückführenden Venen? Das vermitteln die Klappen in den Herzkammern ganz mechanisch. Wie finden sich aber in allen Herzen, gleich bey ihrer Entstehung, diese Klappen so unfehlbar auf eine und dieselbe Weise ein? Keine Antwort. — Wie geht es zu, daß der Magnet das Eisen anzieht? Keine Antwort. — Was ist es, das den Keim im Samenkorn entwickelt? Keine Antwort. — Was ist die Anziehungskraft der Weltkörper? ist sie erwiesen? ist sie nur angenommen? und wie wahr sind im letztern Falle alle die Folgerungen daraus? Was ist Bewegung? Was sind die Cometen? was ihr Schweif? Alle diese Fragen und tausend andere liegen uns so nahe, aber es beantwortet sie uns Niemand; ja wir wissen nicht einmal, ob diese Dinge unerforschlich, oder bloß bisher unerforscht sind.

„Wer so fragt, ist schwer zu befriedigen, ist es aber natürlich um so mehr, je unwissender er ist. Mit dem Maasse tieferer Einsicht in die Natur der Dinge wächst die Ehrfurcht vor der Unendlichkeit und Unermesslichkeit, somit das Maass der Bescheidenheit und die erhebende Freude an den Fortschritten menschlicher Forschung. Die Vorstellungen berichtigen sich; mit ihnen das Bedürfniß und die Wißbegierde; diese erweitern und erhöhen sich in eben dem Maasse, als die Anerkennung des Unerforschlichen sich fester in uns begründet.“

Ich weiß nicht, wie es mit der Bescheidenheit des Naturforschers ist. Das Gefühl treibt mich zur Ehrfurcht, zur unbedingten Unterwerfung meiner beschränkten Einsicht, unter die Majestät der Vollkommenheit. Der Verstand hingegen sagt mir: fahre nur fort zu urtheilen und zu schließen, durch unzählige Irrthümer läuterst du doch nach und nach, im fortwährenden Verwerfen des Falschen, deine Ueberzeugungen, und nähertest dich so der Wahrheit. Die Vernunft aber verwirft weder die Stimme des Gefühls, noch die des Verstandes.

„Es giebt gefährlichere und unschuldigere Irrthümer. Der Gesichtspunkt, von dem man ausgeht, der Weg, den man in der Forschung einschlägt, mögen wohl entscheidend seyn. — Sie scheinen mehr gelesen, als selbst beobachtet und auf eigenem Wege nachgedacht zu haben; Sie kennen daher vermuthlich die Schriften der neuern Naturphilosophen. Obgleich der Gegenstand dieser Forscher nicht sowohl die Natur, als vielmehr ein Gewebe

höchst scharfsinniger, künstlicher Schlüsse und Folgerungen ist, so glaubten sie doch auf diesem Wege die ganz allgemeinen, großen und einfachen Gesetze der Natur zu entdecken, woraus nachher das wie und warum alles Daseyenden bequem abzuleiten seyn würde. Im Ableiten und Schließen der wunderbarsten Dinge, aus den einfachsten Voraussetzungen, haben die speculativen Philosophen eine so außerordentliche Gewandtheit, daß man ihnen zutrauen muß, sie können alles Denkbare beweisen aus einem einzigen höchst einfachen, willkürlich zugegebenen Satz.“

“So setzt alle Speculation voraus: das Absolut-Wahre sey dem sterblichen Menschen erkennbar. Ist dieses wahr, so machen sie dir Alles wahr. Dieses aber ist es eben, was noch keiner bewiesen hat. Siehst du uns das nicht zu, sagen sie, so hört damit gleich alles Philosophiren auf. Freylich wohl! Aber welche Verbindlichkeit habe ich denn, die glänzendsten Resultate der Philosophie, den höchsten Triumph menschlichen Scharfsinnes, als wirklich und wahr anzuerkennen, wenn der Satz, der Alles bedingt, auf dem Alles beruht, nicht erwiesen, nur willkürlich angenommen ist? Das Philosophiren selbst hat seinen unbestreitbaren Werth von einer andern Seite, aber ihren Zweck erreicht die Speculation nicht. Die zwecklose Forschung ist also ein ganz entschiedener Irrweg, und die Natur läßt sich nicht philosophisch construiren.“

Das höre ich nicht ungern. Ich gestehe, daß ich alle Mühe gehabt habe, die Schriften dieser Naturphilosophen nur einigermaßen zu verstehen. Die schwierige, selbstgemachte Sprache ist mir oft wie ein dunkles Selbstgespräch vorgekommen, das keinen Andern etwas angeht. Oft hat mir auch geschienen, daß sich füglich vom Ende anfangen ließe, um zum Anfange zurück zu gehen und die ersten Voraussetzungen zu beweisen. Auf jeden Fall ist mir das Mehrste in diesen Schriften unverständlich geblieben, und es ist mir daher aus guten Ursachen lieb, wenn das Heil nicht gerade von ihnen zu erwarten ist.

“Von dem Standpunkte der Naturbeschreibung, der Physik und Chemie aus, bekam die höhere Naturforschung ein ganz anderes Ansehen. Der philosophirende Naturhistoriker legte unbestreitbare Thatsachen zum Grunde, beobachtete die äußern Erscheinungen mit Schärfe und Genauigkeit, verglich und folgerte, und ahnete das Wesen der Dinge und die einfachen großen Gesetze der Natur so richtig oder so falsch, als nun eben sein geistig Auge hellsehend oder trübe war. Er irrte auch, und seine Resultate hatten nicht viel Genügendes für den Philosophen. Aber er war auf dem rechten Wege. Seine Grundsätze, von denen alle Folgerungen ausgingen, waren Thatsachen. Sie wuchsen zu einem unschätzbaren Reichthum von Erfahrungen an. Jeder Andere konnte auf ihnen bauen, sie bereichern und benutzen, und war er gewaltig, sie zu ändern und großen Resultaten benutzen. So ward ein Haller ein größerer Na-

turphilosoph, als alle Philosophen der speculativen Schule; nicht dem schimmernden hohen Glanze der Resultate, aber der Wahrheit, der Gründlichkeit der Forschung nach." —

"Wer voraussetzt, daß dem Menschen keine Erkenntniß versagt ist, der will sie gleich haben, und kommt leicht auf den Irrthum, sie auf dem Wege der Speculation zu suchen, und so wird Gott und die Natur, der Mensch und die Welt a priori construirt. — Während alle diese glänzenden Systeme ihre Unhaltbarkeit bewiesen, indem immer jedes im folgenden unterging, schritt die bescheidnere Naturforschung, auf dem vielseitigen Wege der Beobachtung, hier schneller, dort langsamer, immer ruhig und sicher den Resultaten entgegen, die sie noch lange nicht erreicht hat, die sie vielleicht in undenklichen Zeiten nicht ganz erreichen wird, die sie aber ernst und unverwandt im Auge behält. So erweiterte sich das Reich der Naturwissenschaften zu einer Ausdehnung, die vor einem Jahrhundert fabelhaft erschienen wäre. So wurden die Elemente gespaltet; so die unwägbaren Stoffe in unzähligen Beziehungen erwogen. So ward man mit dem Reiche der Wolken, so mit den Zaubererscheinungen der Farben vertraut. So lernte man die Bahnen der fernsten Weltkörper mit bewundernswürdiger Genauigkeit berechnen, so das Vergrößerungsglas für die verstecktesten Wunder der Organisation gebrauchen. So drang man in die Familienverhältnisse der Pflanzen, so in das mannichfaltige Kunstgefüge der Crystalle ein. So

war die Physiologie entstanden, und so entstand die Biologie." —

"Der speculirende Philosoph verachtet freylich unsere Resultate; er will nur gleich ans Ziel gelangen und die Krone ergreifen. Das möchte ich auch. Aber mit dem Wollen ist es nicht gethan, und mit der Speculation auch nicht. "Einstweilen, bis den Bau der Welt Philosophie zusammenhält," geht der besonnene Forscher seinen Weg, von Beobachtung zu Beobachtung, ruhig fort. Er läßt es dahin gestellt seyn, wie tief dem menschlichen Geiste überhaupt, und dem seinigen im Besondern, in das Wesen der Natur, in ihre ewigen Geseze einzudringen vergönnt seyn wird. Die Resultate, zu denen der Mensch gelangen kann, sind nur auf diesem Wege zu erlangen; der Geist nur aus den Eigenthümlichkeiten der äußern Erscheinungen, die ein nothwendiger Ausdruck jenes sind, zu enträthseln. Was ihm verschlossen blieb, wird vielleicht einem Andern sich lösen, und was ihm jetzt unerforschlich bleibt, dafür öffnet sich sein Auge vielleicht zu anderer Zeit, vielleicht in einem andern Zustande."

"So verfolgt er Schritt vor Schritt die sichere Bahn, rückt fast unmerklich fort, und sieht sich doch auch je zuweilen, wenn er gewaltig ist, oder die Umstände ihm günstig sind, auf eine lichte Höhe versetzt, überrascht, geblendet — und sieht jetzt nur immer höhere Höhen — und des Lichtes Glanz beschränkt seinen Blick noch mehr als tiefe Finsterniß. — Er süßelt sein Auge nur für Dämmerung geschaffen, und ergriffen ruft er aus: "Ich

bin ein Mensch! darf der sich unterwinden, Gott zu ergründen? " "

Das hat mich zwar schon die Geschichte der Philosophie gelehrt, daß mit den Irrthümern der Philosophen auch ihre Systeme zu Grunde gehen; daß eins das andere verschlingt, und keine dauernd bleiben, von allen die da kamen. Das mag wohl das Schicksal aller Menschenwerke seyn. Doch habe ich dagegen an ausgezeichneten Naturforschern gesehen, daß die Zeiten große Irrthümer an ihnen enthüllten, und ihre Bemühungen dennoch nicht verloren waren; und das scheint allerdings für einen großen Vorzug der Naturforschung vor der Philosophie zu sprechen. Gründete nicht Bonnet das ganze Gebäude seiner glänzenden Resultate auf die auffallendsten Irrthümer? Und dennoch fiel mit jenem hohen Gerüste nicht Alles in den Staub, was er allein uns lehrte. Sind nicht seine Schriften noch jetzt eine reiche Quelle der Belehrung? Ja sind es nicht seine Irrthümer selbst, in denen er groß und edel und tief blickend erscheint? Und ist nicht Haller mehr oder weniger in demselben Falle? Ja ich gestehe sogar, Kant erregt mir Ehrfurcht und Vertrauen zu den umhüllten Resultaten seiner tiefen, speculativen Forschungen, weil er die Natur in ihren äußern Erscheinungen suchte und kannte, und den Weg der Naturforschung so viel betrat, als es ihm nun einmal seine Geistesrichtung erlaubte. Hall hat einmal gesagt: es werde eine Zeit kommen, wo es keinen Psychologen geben könne, der nicht vor Allem

Physiolog sey. So ließe sich denken, daß einst alle Philosophie durch Naturforschung begründet werden wird.

"Vielleicht! Wer möchte das geradezu ableugnen!"

So viel glaube ich annehmen zu müssen, daß die, dem Blicke des Sterblichen verborgenen, ewigen Gesetze der Natur höchst einfach und gering an Zahl seyn, daß sie uns aber, in der unendlichen Mannichfaltigkeit der Naturerscheinungen, in denen sie so vielfach thätig ausgeübt sind, nothwendig eben so unendlich mannichfaltig erscheinen müssen. So giebt es gewiß nur sehr wenige Krankheiten, verhältnißmäßig gegen die unendliche Anzahl ihrer Symptome. Auf jene richtet der erfahrene Arzt sein Auge, und sucht sie aus der verwirrenden Menge der letztern zu scheiden, während dagegen der Unwissende jedes Symptom als eine eigene Krankheit behandelt.

Mir scheint darum auch das Streben des Naturforschers dahin gehen zu müssen, ein und dasselbe große Gesetz der Natur, so viel möglich, überall zu erkennen, wo es auch noch so vielgestaltig und verändert in der Welt der Erscheinungen auftreten mag. Das Riesennüßige der Aufgabe darf da nicht abschrecken, wo man sich des rechten Weges bewußt, und schon der Versuch verdienstlich ist. Darum hat mich früher Bernardin de St. Pierre gar mächtig angezogen mit den harmonies de la nature, in denen er dasselbe große Gesetz der Natur in den mannichfaltigsten Erscheinungen wieder findet, in Pflanzen, Thieren, Elementen, im Meere und

im Lustkreise, im Menschen, ja selbst in den Erscheinungen menschlicher Geselligkeit, dieselben engen Beziehungen erkennt, so wenig wir auch gewohnt sind, eine Aehnlichkeit in diesen Dingen zu finden. Doch gestehe ich auch, er hat mich nicht befriedigt; über alle diese harmonies habe ich gar oft die Natur aus dem Auge verlieren müssen und nur den Autor übrig behalten.

„Das glaube ich wohl! Der geistreiche Franzose kann es nicht lassen, auf französische Weise geistreich zu thun und aus der Lösung erhabener Räthsel ein geistreiches Spiel zu machen. Es war sein großes Verdienst, sich zu der Idee zu erheben, sich die Aufgabe zu stellen, aber er nähert sich dem ausgesetzten Ziele kaum, und verliert sich in einem Labyrinth irriger Vorstellungen. Wie viel mehr Herder der Mann dazu war, zeigen seine Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit, wiewohl wir eben aus denselben auch erkennen müssen, daß er, leider! zu früh sich mit Vertrauen in die Arme der speculativen Philosophie und in die, das Gefühl und die Phantasie mächtig hinreißende, Poesie geworfen hatte, um ein ganz ruhiger und unbefangener Beobachter zu seyn.“

„Ein anderer großer Deutscher, ein Scher, war berufen, uns zu lehren: daß die Ahnung großer, einfacher Naturgesetze, die auf gleiche Weise sich da wirksam und als dieselben zeigen, wo wir, nach hergebrachten Vorstellungen, die größte Verschiedenheit, ja keine Aehnlichkeit der Anlagen, am wenigsten eine Gemeinschaft der

Gesetze, vermuthen, kein leerer Wahn, vielmehr wohlbegründete Gewißheit sey. Dieß lehrt uns der Roman: „die Wahlverwandtschaften,“ — und wenn uns die Ausbeute für diesen Gesichtspunkt nicht so wichtig scheint, als sie wirklich ist, so bleibt zu bedenken, daß der Leser noch lange nicht auf dem Standpunkte des Autors steht.“

Dieser Standpunkt des Autors eben, ist er überhaupt nicht dem unserer Geisteskultur und Aufklärung zu hoch? und ist das, wer bürgt uns für seine Wahrheit? daß der Autor sich nicht irrt? Ist nicht jede Ansicht, die nicht hinlänglich geprüft werden kann, nicht viel besser, als eine poetische Fiction? Wenn ich Beziehungen menschlicher Seelen aus chemischen Wahrnehmungen zu erklären wage, was hindert mich denn, die unterirdischen Gährungen und chemischen Prozesse der Vulkane neben die oft eben so gewaltsamen Ausbrüche, und doch immer im Zusammenhange ganz natürlichen Combinationen, des menschlichen Geistes zu stellen, und in beyden dieselben allgemeinen einfachen Naturgesetze zu suchen?

„Nichts in der Welt! Es muß aber auch nur zu etwas besserem, als bloß zu einer Reihe mehr oder weniger geistreicher Irthümer führen.“

Ein vernünftiger Zusammenhang dafür ließe sich schon denken. Ich nehme an, die Erde hat ihre jetzige Gestalt, nach vielen gewaltsamen Veränderungen, von der Thätigkeit solcher chemischen Kräfte, deren Wirksamkeit wir noch jetzt in den Vulkanen und Erdbeben sehen, erhalten.

Früher oder später als diese letzte allgemeine Umgestaltung des Erdballs, vielleicht nur in Ansehung seiner Oberfläche, entstand in einer Reihe vorbereitender Erscheinungen, auf derselben das Menschengeschlecht. Die Wahlverwandtschaften in der Construction des Erdballs construirten demnach auch den Geist des Menschen. Wer will entscheiden, ob diese Vorstellung wahr oder irrig sey?

„Von einer letzten Entscheidung kann da nicht die Rede seyn, wo überhaupt der Mensch nie zu einer Gewißheit gelangen wird. Da muß uns schon der höchste Grad von Wahrscheinlichkeit genügen, und das, was aus der ganzen Summe der Naturbeobachtungen die Vernunft als höchste Wahrscheinlichkeit anerkennt, uns einstweilen für Gewißheit gelten. Einstweilen sage ich, weil wir immer mehr Erfahrungen machen, die alten immer mehr durch neue berichtigen, und uns so der Erkenntniß des Wahren immer mehr nähern.“

Von dem jetzigen Standpunkte der Naturforschung also, meinen Sie, ließe sich meine gewagte Hypothese doch einigermaßen vertheidigen?

„Nein, wahrlich! so kühn bin ich nicht!“

Folgt sie denn aber nicht aus der Idee jenes Romanes?

„Nicht so ganz wie Sie es nehmen. Was in jenem wichtigen Buche ausgesprochen ist, sind Ahnungen, Andeutungen, wie diese nur der Dichter wagen, jene nur der Seher haben kann. Wenn dieser in glücklichen Augen-

blicken, wie durch Eingebung, eines der großen Räthsel, hinter dem nie erhobenen Vorhange, sich so vorzustellen wagt, daß es, vor dem Richterstuhle der Vernunft, seiner Lösung nahe gebracht zu seyn scheint, so durchdringen uns Schauer und Ehrfurcht vor dem geheimnißvollen Zusammenhange des Unerforschten; wir lassen den leichtsinnigen Vorwitz vorschneller Prüfung schweigen, und erwarten in Demuth neue Zeichen, entweder uns über die Unhaltbarkeit unserer leeren Ahnungen zu belehren, oder des kühnen Sehers Blick in die äußerste Ferne zu bestätigen, zu rechtfertigen. Solcher Zeichen bedarf der Mensch, um sich selbst als thöricht oder weise zu erkennen, bedarf selbst der Gewaltige zum Maasstabe seiner Erkenntniß, wenn er die Grenzen der Erfahrung überschreitet; und diese Zeichen sind wieder nichts mehr und nichts weniger als Erfahrungen. Erfahrungen sind die einzigen Grundpfeiler aller menschlichen Erkenntniß der Natur und des Menschen selbst. Benutzt können sie werden geistreich und geistlos, vernünftig und thöricht, verständig und irrig, durchdacht und gedankenlos; das giebt denn die große und bunte Mannichfaltigkeit der Resultate, oder giebt auch keine.“

Es ist gewiß, wie Sie's sagen. Dennoch halte ich viel auf Hypothesen, selbst auf gewagte, wenn sie nur im Geiste und Sinne der Summe der bisherigen Erfahrungen gewagt sind. Unmittelbar von einer Erfahrung zur andern, Schritt vor Schritt, scheinen nur die kleinsten und langsamsten Fortschritte gemacht zu werden.

Dagegen waren, wenn ich nicht irre, die überraschendsten und wichtigsten Entdeckungen und Erfahrungen fast immer nur die Frucht kühner Muthmaßungen, die den Beobachter hinrissen und ihn zu den angestrengtesten Prüfungen, Untersuchungen und Berichtigungen erwärmten. Mochte er auch, mehr als nöthig, für seine Hypothese eingenommen seyn, und die Forschung dadurch einseitig werden; es fanden sich Andere, vielleicht mit andern vorgefaßten Meinungen, der Widerspruch läuterte doch die Untersuchung, und früher oder später kam man zu Resultaten, die ohne jene gewagte Hypothese nie, oder sehr viel später erst, ans Licht getreten wären.

„Das ist allerdings der Gang der Sache in den meisten Fällen.“

Es ist nicht zu leugnen, daß Thoren und Unwissende dieses Recht, Hypothesen zu wagen, über alle Gebühr mißbrauchen mögen; aber von solchen ist auch hier nicht die Rede. Die Summe der bisherigen Erforschungen muß eine gewisse Richtung geben, denke ich mir, in welcher die neuen Entdeckungen nur liegen können; muß ein richtiger Maßstab seyn für die Wahrscheinlichkeiten; eine Fertigkeit werden, die Erscheinungen leicht und richtig aufzufassen. Darum muß also freylich der Beobachter eine ausgebreitete Kenntniß aller bisherigen Naturforschung haben, und auch die gefährlichsten Irrthümer kennen, zu denen mangelhafte oder einseitige Beobachtung, zu denen unregelmäßige Phantasie verleitet haben. Dann aber darf er sich die Aufmunterung zu Ruhe

Ruhe machen: „Wage nur, zu irren und zu träumen! Hoher Sinn liegt oft in kind'schem Spiel.“

„Der Weg durch Irrthümer zur Wahrheit ist der gebahnteste von allen, und wird überall betreten. Die bisher bekannten Irrthümer auf demselben kennen, ist das sicherste Mittel, sie zu vermeiden.“

Ich kenne sie wenig oder gar nicht; ich habe nicht selbst beobachtet und geforscht; ich habe gelesen, was mir der Zufall und eine ganz unregelmäßige Wissbegierde in die Hände brachte. Ich erinnere mich, einst den berühmten G — — gefragt zu haben: Ob sich nicht der Naturforscher zu einem Gesichtspunkte erheben könne, aus dem alles Erschaffene als ein gemeinsames Ganze erscheint, wie wir es mit dem Worte „Natur“ kühn genug bezeichnen, und aus dem alle die scharfen Trennungen, lebend und leblos, Pflanze, Stein und Thier u. s. w., die wir vielleicht nur aus Beschränkung unser Gesichtskreises machen, verschwinden, alle Theile dem Ganzen homogen, Alle gleichen Gesetzen unterworfen, alle Individualitäten der Einzelnen, ihrer Bestimmtheit unbeschadet, in der Harmonie des Ganzen stehen müssen?

„Und was antwortete er Ihnen?“

Er war zu schonend, um mich durch eine bestimmte Antwort niederzuschlagen. Ich aber fühlte mich thöricht und klein neben ihm, und seine Güte ward mir eine Art Herablassung.

„Es giebt auch wirklich Fälle, in denen ein gütiges Benehmen etwas Hartes haben kann. Die Frage, wie

sie gestellt ist, läßt sich freilich so nicht beantworten. Es läßt sich aber Manches sagen, das ihr von irgend einer Seite nicht ganz ungünstig wäre."

Sie werden mich auf's Höchste verpflichten, wenn Sie mich über so wichtige Dinge belehren wollen. Ist es denn durchaus nothwendig, eine lebende und eine unbelebte Natur streng zu trennen?

"Allerdings ist es das für den beobachtenden Naturforscher, der nie vergessen darf, daß er weniger die Dinge selbst, in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit, als ihre Erscheinung wahrnimmt, die durch die Natur unserer wahrnehmenden Sinne noch besonders bedingt wird. Es liegt also diese Trennung der Dinge vermuthlich nicht in ihnen sowohl, als in uns; nicht in der Natur, sondern in der Beschränktheit unserer Beobachtungsfähigkeit. Noch mehr! Es muß eine Zeit gegeben haben, ehe Menschen, Thiere und Pflanzen, ehe irgend etwas, das jetzt ist, war, wo Leben ein Attribut der ganzen Erde, wo Alles auf ihr ungefähr gleich belebt oder gleich leblos, mithin alles wirklich belebt war, weil lebensfähige Materie und Lebenskraft unzertrennlich verbunden sind. Das ist das Chaos des Naturforschers, der sich die Lebenskraft überhaupt in jener Zeit nur so denken kann, wie es z. B. für die Wärme einen Zustand giebt, den man das Gebundenseyn derselben nennt: Gebundenseyn der Wärme ist nicht aufgehoben, nicht Vernichtung, Entweichung, Abwesenheit derselben, sondern nur anders modificirte Thätigkeit."

"So die Lebenskraft im Chaos. Entbunden wurde sie nur durch die mannichfaltigen Gestaltungen, die die Materie annahm, in denen sie nun als Eigenthümlichkeit überall im allgemeinen Sinne thätig ist. Alles, das ganze Universum, besitzt Leben; denn wie wäre es sonst erklärbar, daß in der Thätigkeit des Weltalls, welche durch Einwirkungen erhalten wird, die aus der Unendlichkeit kommen, und in die Unendlichkeit übergehen, dennoch Gesetzmäßigkeit herrscht? Der erste Ursprung des Lebens überhaupt verliert sich in dem Ursprunge des Universums. Das aber, was uns als lebende Natur erscheint, war ein Produkt der Erde."

Ich gestehe, es schwindelt mich bey der Kühnheit und Zuversichtlichkeit dieser Aussprüche, die ich kaum in meiner ungeübten Vorstellungskraft zu ordnen vermag. Daß der Ursprung des Lebens sich im Ursprunge des Universums verliert, scheint mir für den Standpunkt des Menschen ganz richtig, denn er weiß von beyden nichts, und beyde liegen für ihn daher in der Dunkelheit. Warum sagen Sie aber: was uns als lebende Natur erscheint, war ein Produkt der Erde? Warum nicht mit der Erde ein Produkt der Ursache des Weltalls?

"Was uns als lebende Natur erscheint, ist eine Modification der lebensfähigen Materie, nach Umständen, die auf unserm Planeten nicht bloß anders seyn können, sondern auch höchst wahrscheinlich anders seyn müssen, als auf jedem andern Weltkörper. Wir sehen aber deutliche Spuren von der frühesten Entstehung lebender Ge-

Geschöpfe auf der Erde, und erkennen an diesen Spuren, daß das Geseß, nach dem die Entstehung, die Stufenfolge und Entwicklung der lebenden Natur auf dem Erdboden erfolgte, dasselbe ist, nach welchem jedes Individuum, das für unsern Standpunkt lebend ist, Perioden der Erzeugung, des Wachsthum, der Metamorphose und Fortpflanzung durchläuft; daß die ganze lebende Natur durch eine Kraft hervorgebracht wurde, die noch jetzt auf gleiche Art wirksam, aber freylich in ihren Wirkungen weit beschränkter ist, als in den Zeiten der Urwelt."

Perioden der Erzeugung u. s. w. sagen Sie; Wer erzeugte denn den ersten seiner Art?

"Haben Sie die Entstehung und Verwandlungen der Infusionsthierchen nie beobachtet?"

Nein.

"Wo in Wasser, Luft und mäßiger Wärme irgend ein animalischer oder vegetabilischer Stoff in Gährungs übergeht, entstehen unfehlbar Infusionsthierchen. Zuerst erscheinen eigenthümliche Luftbläschen, und zugleich mit diesen kleine runde Körperchen ohne Bewegung, Molken, aus denen alle Theile der Thiere und Pflanzen zusammengesetzt sind. Diese bekommen erst nach und nach die willkührliche Bewegung, die sie uns als thierische Organismen ankündigt. Nach diesen kleinsten Thierchen erscheinen fast immer größere und anders gestaltete. Meistens schmelzen diese alle in einen gemeinschaftlichen, einer Haut ähnlichen, Körper zusammen, der lebendig bleibt und aus dem nach und nach lebendige Geschöpfe

anderer Art entstehen, die uns aus der Classe der Zoophyten bekannt sind. Aus Eiern oder einem Samen können diese Geschöpfe nicht entstehen, da gekochtes Fleisch, oder Infusion mit kochendem Wasser dieselben Resultate giebt; nur daß die Infusionsthierchen alsdann in anderer Gestalt erscheinen, als in ungekochtem Wasser, weil der äußere Einfluß auf die formlose Materie ein anderer war. — Noch auffallender wird es Ihnen seyn, daß dieselbe Infusion, unter verschiedenen äußern Umständen, bald lebendige Thierchen, bald aber auch Schimmel und wirkliche Pflanzen erzeugt. So die pristley'sche grüne Materie, die den wichtigen Einfluß des Lichtes auf diese Formation darthut, und das merkwürdigste Beyspiel eines allmählichen Ueberganges vom Thierreiche zum Pflanzenreiche, und von diesem wieder zum Thierreiche, zeigt."

Wie auffallend verschwindet hier die weite Kluft, durch die wir Thiere und Pflanzen getrennt wähen!

"Allerdings! Wir können nach diesen, so vielfältig bestätigten und außer allen Zweifel gesetzten, Beobachtungen keinen Augenblick anstehen, anzuerkennen: daß die lebensfähige Materie überall eine und dieselbe, an sich gestaltlos, mit der Lebenskraft unzertrennlich verbunden ist, und daß ihr nur durch äußere Einflüsse eine bestimmte Form ertheilt wird. Nach der Verschiedenheit jener Einflüsse ist diese Form entweder eine animalische oder vegetabilische. Die ersten Rudimente der Einen sind die Infusionsthierchen, die der Andern der Myxus und der

Schimmel, und von diesen Rudimenten aus erhebt sich die lebende Natur durch unzählige Mittelstufen auf der einen Seite bis zum Menschen, auf der andern bis zur Ceder und Adansonia." —

"Jene Rudimente bedürfen zu ihrem Entstehen keiner andern Einflüsse, als derer der leblosen Natur, was wir nämlich von unserm Gesichtspunkte aus so nennen; in diese höhern Formen hingegen ergießt sich die lebende Materie in jetzigen Zeiten nur unter der Mitwirkung lebender Organismen, d. h. durch Erzeugung von seines Gleichen. Durch diesen regelmäßigen Gang der Erzeugung hat die ganze lebende Natur eine Richtung bekommen, die die Entwicklung durch fortlaufende Metamorphose aus jenen ersten Rudimenten nicht bloß unnöthig, sondern auch schwierig, meistens wohl gar unmöglich macht. Daher sind nun auch die Entwicklungen der Mittelstufen in diesen Metamorphosen heut zu Tage dunkel, aber nicht so völlig unkenntlich, daß sich ihre Existenz in frühern Zeiten ableugnen ließe; denn so wie die Organisation der Zoophyten am meisten abhängig von äußern Einflüssen ist, so sehen wir auch an ihnen Verwandlungen durch dieselben hervorgebracht, die wir an Pflanzen und Thieren nicht mehr bemerken, und es ist erwiesen, daß Flechten, Tremellen, Schwämme, Würmer und andere Geschöpfe auch heut zu Tage noch gelegentlich unter Einwirkung von Kräften der leblosen Natur aus formloser lebender Materie entstehen."

"Es müsse ein lebender Körper, weil er Samen, Eyer oder Junge hervorbringt, auch selbst nothwendig auf dieselbe Art erzeugt seyn, ist ein ganz falscher Schluß. Die Eingeweidewürmer können anfänglich durchaus nicht von ihres Gleichen hervorgebracht, noch von außen in den thierischen Körper gebracht seyn; sie werden in den Thieren unmittelbar aus den thierischen Säften erzeugt, wie denn jedes Thier seine ganz eigenthümlichen Eingeweidewürmer hat, und pflanzen sich doch nachher wieder großen Theils durch Eyer und sogar durch lebendige Junge in demselben thierischen Körper fort." —

"Ich will die Summe der außer allen Zweifel gesetzten Erfahrungen hier in wenig Worten zusammenfassen: Es ist in der Natur eine stets wirksame und unzerstörbare Materie vorhanden, wodurch alles Lebende Leben bezieht. Sie ist unveränderlich ihrem Wesen, leicht veränderlich ihrer Gestalt nach, und wechselt unaufhörlich ihre Form. An sich formlos, ist sie jede Form des Lebens anzunehmen fähig. Gestalt bekommt sie nur durch den Einfluß äußerer Umstände. Bey der fortdauernden Einwirkung dieser Ursache verharrt sie in der Gestalt, nimmt aber eine andere Form an, sobald andere Kräfte auf sie einwirken. — Wie wir Formen machen können, wodurch das Äußere der Körper eine beliebige Gestalt erhält, so hat die Natur innerliche Formen, vermittelt welcher sie nicht nur die äußerliche Gestalt, sondern auch die innerliche Beschaffenheit der Körper bildet."

Und die noch erhaltenen Spuren von der frühesten Entstehung lebender Geschöpfe auf der Erde, von der sie sprachen, und die beweisen sollen, daß sie nach eben diesen Gesetzen erfolgten, wo finden sich die? fragte Julius mit steigender Wärme.

„Einige Klafter oder Fuß mehr oder minder tief unter der Oberfläche unserer Erde. — So weit wir dieselbe kennen, besteht sie aus Schichten verschiedener Stein- oder Erdbarten, von denen jede ihr Daseyn einer eigenen Revolution des Erdkörpers verdankt, die sie, in flüssiger Gestalt, über die Oberfläche ergoß, auf der sie im Laufe der Jahre erkaltete, wie sich das deutlich an den alten, erkalteten Lavaschichten auf und um den Vesuv, und an den, darüber hingeströmten, neuen auflühenden Ergüssen als vorliegendes Beispiel zeigt. Solche Ergüsse haben, bey allgemeinen Revolutionen des Erdkörpers, jedes Mal über den größten Theil der Oberfläche desselben Statt gefunden, und bey den vermuthlich jahrhundert- oder jahrtausend-langen Zwischenräumen vom einen zum andern, ist es begreiflich, daß die übereinander liegenden Schichten noch viel deutlicher als verschieden zu erkennen sind, als die hier vorliegenden Lavaschichten, ja selbst daß sie ganz verschiedener Natur seyn müssen.“

„Das verschiedene Alter der nach einander erfolgten Erdrevolutionen wird uns also deutlich angekündigt durch die Folge der Erdschichten, indem die älteste am tiefften liegt, die jüngern, nach dem Maaße ihrer Jugend, sie

immer höher bedecken, und die jüngste von allen ganz zu Tage liegt. Hiernach ist denn Granit, Gneis u. s. w. das älteste Gestein, weil es am tiefften liegt, und es wird darum auch Urgebirg genannt. Diesem folgt das Uebergangsgebirg, diesem das Flözgebirg, und diesem endlich die aufgeschwemmten Erdbarten mit dem gemeinen Gesteine. Aber zwischen diesen allen giebt es eine Menge Mittelstufen, so wie jede besondere sich auch wohl zu verschiedenen Zeiten über sich selbst abgelegt hat.“ —

„Wenn sich nun in diesen verschiedenen Steinarten versteinte Ueberreste lebender Organismen so vollkommen in ihrer Gestalt erhalten haben, daß sie sich mit den Gestalten der heutigen lebenden Natur bequem vergleichen und in unsere Eintheilungen derselben ordnen lassen, so ist auch klar, daß wir uns eine nicht ganz unvollkommene Vorstellung, nicht bloß überhaupt von der lebenden Natur in der vorgeschichtlichen Zeit, sondern auch von ihren verschiedenen Veränderungs- Stadien, nach den verschiedenen Erdschichten, in denen sich Versteinungen finden, machen können. Zu der Zeit, als die Steinarten des sogenannten Urgebirges sich über die Erdoberfläche ergossen haben, hat es höchst wahrscheinlich gar keine lebende Organismen auf der Erde gegeben, da sie keine Spur von Versteinungen derselben enthalten.“

„Die Reste von lebenden Wesen, die in den darauf folgenden, in den Uebergangs- und ältesten Flözgebirgen vorkommen, gehören zu den Polypen und Schaalthieren, oder doch zu einer Classe, die zwischen diesen in der

Mitte stand; also Geschöpfe, die den Infusionsthieren so nahe stehen, daß mehrere Gattungen derselben wahrscheinlich noch heut zu Tage aus denselben, durch Metamorphose, sich entwickeln können. Andere organische Wesen hat es damals gewiß noch nicht gegeben, da sich keine Spur davon in jenem Gesteine auffinden läßt. In den Felsenschichten hingegen, die darauf folgen, finden sich schon vollkommene Fische und untergeordnete Meeresthiere.“

„Dann folgen weitausgedehnte Steinkohlen-Flöße, die ganz und gar ein Pflanzenprodukt, ganze ungeheure untergegangene Wälder, sind. Aber auch hier finden sich in den älteren Formationen nur die einfachsten, in den spätern immer vollkommnere vegetabilische Organismen. In jenen nämlich nur Farrenkräuter und niedere Phytozoen, später erst wirkliche Pflanzen, und unter diesen wiederum immer die einfacher organisirten, die Palmen, zuerst. Landthiere haben in jenen Zeiten noch gar nicht existirt. Diese kommen erst viel später, in den jüngsten Schichten, den aufgeschwemmten Erdlagern, vor, die wiederum älter als das Menschengeschlecht sind, denn versteinerte Menschenreste finden sich in keiner Erd- oder Steinart; nicht einmal Affen; vermuthlich auch keine Vögel.“

So jung ist das alte Menschengeschlecht!

„Aberdings!“

Und die niedern Organismen, wie man sie versteinert findet, sind wirklich dieselben, wie wir sie noch heut zu Tage lebend sehen?

„Mit nichts! Unter allen Petrefakten der Uebergangs- und ältesten Flöz-Geblrge kommt keine Art vor, die noch in der jetzigen lebenden Natur zu finden wäre. Es sind, wie gesagt, nur Polypen und Schaalthiere, die damals die einzigen lebenden Bewohner der Oberfläche des Erdkörpers gewesen zu seyn scheinen. Manche derselben sind von höchst wunderbarer, fremdartiger Struktur, wovon sich nichts Aehnliches unter den jetzigen Bewohnern der Erde mehr findet. Viele sind von einer Riesengröße, wozu keine ähnliche Organismen heutiges Tages mehr gelangen. Manche zeichnen sich durch eine sehr große Verbreitung aus, und die Menge der Individuen, welche in manchen Gegenden vorkommt, übersteigt alle Vorstellung und zeugt von der üppigsten Fruchtbarkeit der jungen Erde. Es scheint, als sey die ganze, auf der Erde vorhandene, Masse der lebensfähigen Materie, nach Entbindung der Lebenskraft, gleich eben so thätig in Gestaltung lebender Organismen gewesen, als zu allen folgenden Zeiten, nur in sehr viel geringerer Mannichfaltigkeit der Formen, nach dem, noch heutiges Tages wahrzunehmenden, Gesetz der Verwandlungen der Infusionsthiere.“

„Da seitdem die Metamorphose der lebenden Natur zu einer so unübersehbar großen Mannichfaltigkeit der Gestaltungen gestiegen ist, so kann die Anzahl der Individuen einzelner Arten nicht mehr so unermesslich groß seyn, als sie es damals war. Alle jene Erstlinge der Erde gingen unter, und neue Geschlechter folgten ihnen.“ —

„Mit den folgenden, jüngern Gebirgsschichten ist es ganz anders; die enthalten sehr viele, noch jetzt, wenn nicht der Art, doch dem Geschlechte nach, lebende Geschöpfe versteint. Fische z. B. finden sich häufig in spätern Schichten, nie in den ältern Flözgebirgen. Aber viele von ihnen, in den frühern Ablagerungen, hatten eine Riesengröße, wozu keine verwandte Fischart mehr gelangt, und andere gleichen auch überhaupt keiner lebenden Art mehr. Unter den Pflanzen waren die Farrenkräuter die ersten, nach ihnen folgten die Palmen, Rohre u. s. w., aber sie stimmen nie vollkommen genau mit den existirenden Arten überein. Mit den Landthieren, in den jüngern Gebirgslagern, unter denen wahrscheinlich Landinsekten und Amphibien den Anfang machten, ist es nicht anders. Alle Versteinerungen derselben, und der Säugethiere, welche fast alle zu den Geschlechtern der Schweine, Rinder, Walfische, Faulthiere und Hunde gehören, stimmen nie vollkommen mit jetzt lebenden Arten zusammen. Sie sind meistens von Riesengröße und aus der lebenden Natur verschwunden.“

Bei allem dem wird es doch immer schwierig bleiben, sich zu erklären, wie die mannichfaltigen Formen der lebenden Natur entstanden.

„Allerdings! Doch braucht man auch nicht gerade klar zu sehen, wie etwas entstand, um mit großer Wahrscheinlichkeit annehmen zu müssen, daß es nicht auf diesem, sondern nur auf jenem Wege entstehen konnte. Sieht man, wie sich in Aufgüssen von thierischen und

vegetabilischen Substanzen zusammengesetztere Organismen aus einfachern entwickeln; erwägt man, daß die ganze lebende Natur ebenfalls bei ihrer Bildung stufenweise vom Einfachern zum Zusammengesetzteren fortgeschritten ist, so ist klar, daß alles Leben nur von den niedern Stufen der Organisation zu den höhern gelangen kann. Diese müssen also durch jene bedingt seyn. Aber wie können sie dieß anders seyn, als dadurch, daß der einfachere Organismus sich von Generation zu Generation immer mehr ausbildet? Wir müssen daher annehmen, daß die Zoophyten der Vorwelt die Urform sind, aus welchen alle Organismen der höhern Classen durch allmähliche Entwicklung entstanden sind.“

„Wir müssen ferner annehmen, daß jede Art, wie jedes Individuum, gewisse Perioden des Wachsthums, der Blüthe und des Absterbens hat, daß aber ihr Absterben nicht Auflösung, wie bei dem Individuum, sondern Degeneration ist. Und hieraus scheint dann zu folgen, daß es nicht, wie man gewöhnlich annimmt, die großen Catastrophen der Erde sind, welche die Thiere der Vorwelt vertilgt haben, sondern daß viele dieselben überlebt haben, und daß sie vielmehr deswegen aus der jetzigen Natur verschwunden sind, weil die Arten, zu welchen sie gehörten, den Kreislauf ihres Daseyns vollendet haben, und in andere Gattungen, zu höhern Stufen der Organisation übergegangen sind.“ —

„So ist Alles auf Erden flüchtig und vorübergehend, die Art wie das Individuum, und das Geschlecht wie

die Art. Selbst der Mensch wird vielleicht einst vergehen und verwandelt werden. Aber regelmäßig war von jeher der Gang der Natur bey allen ihren Veränderungen, regelmäßig wird er bleiben bis ans Ende der Zeiten, und nicht ohne Grund läßt sich vermuthen, daß die Natur noch nicht die höchste Stufe der Organisation in dem Menschen erreicht hat, sondern in ihrer Ausbildung noch weiter fortschreiten und noch erhabnere Wesen, noch edlere Gestalten, einst hervorbringen wird."

Wahrlich! das ist groß! rief Julius entzückt aus; Eine erhabne Ansicht! wie sie vielleicht noch kein Dichter hatte. —

"Eben weil die Natur selbst erhabener ist, als der Mensch, und die Wahrheit erhabener, als die Dichtung."

Oder auch, weil der Menschen Dichtung nur unerreichtes Streben nach dem Ideal, das Ideal aber in der Natur, ihre Dichtung höchste Wahrheit, ihre Wahrheit höchste Dichtung ist. —

Der Fremde bemerkte jezt, daß es bereits spät geworden sey; er erhob sich, reichte uns die Hand zum Abschiede mit liebreichem und offenem Wesen, daß an diesem Greise etwas Inniges hatte, und setzte hinzu, es sey ihm angenehm, uns angetroffen zu haben. Hier fragte ich ihn aber, ob er nicht im Jahre 18.. in der nordischen Seestadt ... gewesen, und dort einen Knaben, den Pflegesohn einer armen Maler-Wittwe, bey sich gehabt habe? Im Laufe des Gespräches nämlich war mir diese Erinnerung wieder, wie ein liebes Bild aus

alter Zeit, aus der ihm ganz eigenen Würde und Wärme, in die Seele gestiegen. —

Meine Frage schien ihm aufzufallen. Es war wirklich derselbe Fremde, der damals an der Wirthstafel von der Wittwe des armen Malers sprach. Er erinnerte sich meiner nicht; doch mochte er Ursachen haben, daß ihm meine Aufmerksamkeit auf ihn, nach so vielen Jahren, nicht gleichgültig blieb. Die Wärme, mit der wir den Wunsch, ihn wieder zu sehen, äußerten, blieb nicht unerwidert: "Ich habe ein Geschäft in Vieti, gehe von da nach Castellamare, und dann über den Golf nach den Inseln; treffen wir uns irgend wo?" Unser nächster Zweck war, Pestum zu besuchen; andere Pläne hatten wir nicht. So ward beschlossen, daß wir unsern neuen Bekannten bey unserer Rückkehr von dort aussuchen wollten.

In Salerno warnte man uns vor den Briganti auf dem Wege nach Pestum, und erzählte uns schauerhafte Geschichten von dort vorgefallenen Mordthaten. Wir wußten diese Uebertreibungen zu würdigen, und ließen uns nicht irre machen. Da wir einen Wagen mit guten, raschen Pferden forderten, um in einem Tage hin und zurück fahren zu können, weil, der bösen Lust wegen, nirgends zu übernachten war, bot sich uns ein ansehnlicher junger Fuhrmann an, mit einer großen bequemen Chaise und vier schönen muthigen Pferden, die auf russische Weise alle neben einander eingespannt waren, die quadrigae der Alten. —

So rollten wir früh, vor Tage, auf der vortreflichen Chaussee, durch die verhüllte schöne Gegend am Meere rasch hin, kamen aber bald auf sehr schlechte kleine Landwege, die uns durch heitere Gegenden führten, die aber theils der bösen Lust wegen wenig angebaut und noch weniger bewohnt werden. Eine abscheuliche Verzierung unsers Weges zu beyden Seiten waren Menschenköpfe auf hohe Stangen gesteckt, sowohl der hier hingetrichteten Briganti, als der von ihnen aus Rache Gemordeten.

Wir setzten über den ziemlich reißenden Silario, den Silarus der Alten, der das Gebiet der Picentiner von Lucanien trennte. Immer öder und wilder ward die Gegend, und Herden von Büffeln weideten umher, oder standen bis an den Hals in Sümpfen, um sich zu kühlen. Aber die Formen der Bergkette, die vor uns diese weite Oede begrenzten, sind die schönsten, die großartigsten, die man sehen kann. Dazu fand sich rechts der Anblick des weiten Meeres ein, und wir standen vor den bekannten Tempeln Poseidons, die ältesten Reste der Baukunst in Italien (mit Ausnahme der so genannten cyclopischen Mauern), zugleich aber auch die grandiosesten von allen, gegen welche die übrigen kleinlich erscheinen, und die in gewissem Sinne auch die schönsten sind.

In diesen Tempeltrümmern brachten wir den ganzen Tag zu, zeichneten sie, und lernten sie aufs Genaueste in allen Details kennen. Die Stadtmauer sahen wir nur
aus

aus der Ferne. Das Wasser des *fiume falso* zu kosten, das bald süß, bald salzig ist, waren wir nicht begierig; das unterließen jedoch die Flüchtlinge nicht, mit denen einst Spartacus sich an diesem Bache lagerte. Die *Biserique rosaria Paesti* Virgils haben wir nicht gesehen, ihr Daseyn nicht geahnet. Unser Betturin lagerte sich mit seinen Rossen in der höchst elenden Osteria, wo auch die Iehtern das allzuschlechte Wasser nicht genießen konnten; wir hatten uns den mitgebrachten Mundvorrath nach den Tempeln bringen lassen.

Von hier aus übersahen wir die Gegend weit umher, und suchten mit den Augen die Stelle auf den Bergen zu errathen, wo einst Poseidon lag; denn was hier unten am Meere die Ringmauer einschloß, war die untere Stadt, der Hafenplatz. Welche Volksmenge belebte einst diese Gegend! vermuthlich geräuschvoller noch, als heutiges Tages Neapel; und jetzt die tiefe Todesstille rings umher! kein Laut eines lebenden Geschöpfes, der sie auch nur auf Augenblicke unterbräche! Hoch empor ragend über die Wüste, wie das Denkmahl hingeshiedenen Lebens, die riesenhast großartigen Säulenhallen! ruhig und groß die weit hingelagerte Bergkette! das weite Meer allein schon ein ernstes Bild unerreichter Größe! Wem könnte dieß Bild zusammengestellter Größen je aus der Erinnerung schwinden! — Und wie nun die Sonne sank, die große blutrothe Scheibe auf das westliche Vorgebirge sich zu lagern schien, nur die alten Tempel röthlich angehaucht, aber Meer und Erde, Himmel und

Berge in tiefes Grau versenkt waren, da ward es noch ernster und schauriger umher, bis Nacht sich um uns lagerte und nur noch das Vorgebirge sich mit schwarzen Umrissen auf dem röthlichen Schimmer am Himmel zeichnete.

Mit wildem Ungestüm schmälte unser Betturin über die Verspätung der Abreise, und nöthigte uns, einen Büffelhirten zu mietzen, der uns den Weg zeigen sollte, wie er sagte, aber eigentlich nur, um seinen gesunkenen Muth, der Briganti wegen, etwas aufzurichten. Die Köpfe auf Stangen, die wir am Morgen gesehen hatten, demonstirten uns diese Maaßregel als weise Vorsicht, und wir nahmen daher lieber zwey Büffelhirten mit, die in ihren schwarzen Mänteln von zottigen Ehlersellen sich hinten auf unsern Wagen stellten, und mit gewaltigen Pechfackeln auf beyde Seiten leuchteten. Weit hinaus streifte das rothe Licht der Fackeln über die Ebene hin, und ungewöhnlich schnell, wie wir fuhren, wechselten die abentheuerlichsten Schatten und Lichter. Alles schien weit und breit dadurch in derselben raschen Bewegung. Ganze Herden aufgeschauchter Büffel rannten herbey, und schnaubten uns wild und zornig an. Unsere Pferde wurden immer mehr scheu und unruhig. Plötzlich hörten wir ein durchdringend schallendes Pfeifen rechts, gleich darauf links in einiger Entfernung am Wege, und zugleich sahen wir auch schon mehrere Gestalten in vollem Laufe unserm Wagen zueilen.

Unser Betturin erblaßte, und rief uns zu: habt ihr kein Feueergewehr, um einen Schreckschuß zu thun? Versichert euch wenigstens einer Fackel, damit wir nicht im Finstern bleiben. Nun, Madonna, steh uns bey! damit ließ er den scheuen Rossen die Bügel schießen, die schnaubend mit uns über Stock und Stein dahin sprengten. Wir hatten unterdessen eine der Fackeln ergriffen, und unsere Sackpistolen ein Paar Mal abgefeuert. So kamen wir, unter dem gefährlichsten Schwanken und kaum zu ertragenden Erschütterungen unsers Fuhrwerks, wieder an den reißenden Silario, an dessen steilem Ufer die Pferde so plötzlich hielten, daß wir von unserm Siege auf den Boden fielen. Unsere Büffelhirten waren unterdessen steif und stramm auf dem Wagen, wie auf dem festen Erdboden, stehen geblieben, und jetzt wurden sie uns unentbehrlich, sie mußten uns nämlich eine Furth anzeigen. Nach einer Viertelstunde gelangten wir endlich an eine solche, die aber nicht dieselbe war, durch die wir am Morgen gefahren waren.

Hier verlangte der Kutscher von einem unserer Begleiter, einem wahren Riesen, er solle durchwaten und uns den Weg im Wasser zeigen. Dieser fing gleich damit an, den Preis für diesen Dienst zu behandeln, war aber so einfältig, nur einen Ducato zu fordern, wovon wir ihm jedoch die Hälfte voraus bezahlen mußten. Das Wasser stieg ihm bis unter die Arme, und uns in den Wagen. Beyde Ufer waren so steil, daß es so vortreflicher Pferde bedurfte, um noch glücklich durchzukommen.

Ueberhaupt mußte es wie ein Wunder angesehen werden, daß wir den Briganti entgangen, nicht umgeworfen waren, und das Fuhrwerk unbeschädigt erhalten hatten. Wir fanden nun einen fahrbaren Weg, schickten die Büßelhirten, reichlich belohnt, zurück, und setzten unsern Weg fort.

Unsere Hoffnung einer Entschädigung für das Ungemach, in den guten Betten zu Salerno, ward bitter getäuscht; denn als wir an eine elende Osteria gelangt waren, erklärte unser Betturin, seine Pferde seien angegriffen, die Fackeln consumirt, keine Nothwendigkeit fernerer Nachtreise vorhanden, er werde Tages Anbruch hier abwarten. Wir boten alle ersinnliche Mittel auf, ihn von seinem Vorhaben abzubringen, aber es war alles vergebens, wir mußten uns fügen. — Der Wirth lachte laut auf, als er unser Abenteuer erfuhr. Warum habt ihr denn auch die Büßelhirten mitgenommen, die die bekannten Schülten aller Briganti sind? und warum habt ihr Fackeln angezündet, um alles Gesindel wie absichtlich herbey zu locken? — Wir machten unserm Kutscher Vorwürfe darüber, denn er hatte alle diese Anstalten getroffen, und Fremden war nicht zuzumuthen, das Lokal mit allen Umständen zu kennen. Er dagegen überhäufte uns mit ungleich heftigern Vorwürfen, daß wir ohne alle Ursache so lange in den alten Tempeln geblieben wären. Wir mußten uns abermals fügen. —

In der Osteria war nichts zu haben, als abscheulicher Brantwein, ein Korb voll unreifer Birnen und Schnee,

das Getränk zu kühlen, welches letztere nie fehlen darf, wo auch sonst Alles fehlt. An Brod war nicht zu denken, und das Wasser war ungenießbar. Zudem war das Haus so voll Ungeziefers, daß wir es nicht zu betreten wagten. Wir etablirten uns also wieder im Wagen, der in einen Schoppen gefahren war, wo auch die Pferde mit ihrem Führer blieben, und hielten uns an den einzigen Rest unsers Mundvorrathes, einer großen Wassermelone. — Unser Betturin hatte unterdessen eine Menge Balken und Stangen, Stricke und Nägel herbey geschleppt, und barricadirte mit großer Sorgfalt die beyden Thore des Schoppens von innen. Was gleibts denn hier zu fürchten? fragten wir ihn. Beym heiligen Januar! rief er mit gedämpfter Stimme, schweigt doch, oder redet mindestens leise! —

Als er das große Werk der Vorsicht vollendet hatte, trat er zu uns, und flüsterte uns zu: der Wirth ist bekannt für einen Spionbuben, der die Briganti beherbergt und sich gut mit ihnen steht; da ist es denn immer gerathen, Vorsicht zu gebrauchen. — Wenn ihr das aber wißt, warum bleibt ihr denn hier, und setzt euch und uns der Gefahr aus? — Das geht nun einmal nicht anders; die Gefahr, die uns hier droht, finden wir auch im Freyen, da man bereits auf unserer Spur ist, und in der dicken Finsterniß haben wir noch die dazu, daß ich den Weg verlieren und mit den wilden Thieren ein Unglück haben kann. Gut verschant sind wir; sollten wir angefallen werden, so leisten uns eure vier Pistolen

und mein langes Messer, die uns im Freyen nicht viel helfen würden, hier gute Dienste. Ich denke aber, es soll so weit nicht kommen; ich habe dem Wirth von unsern langen Büchsen im Wagen und von euerem Löwenmuthige Geschichten erzählt, bey denen ihm die Haare zu Berge standen. Seyd also nur ruhig, löscht das Licht aus und schlast, wenn ihr könnt; ich gehe unterdessen auf und nieder, horche mit beyden Ohren, und höre ich etwas Bedenkliches, so wecke ich euch. —

Was war zu thun! das verrätherische Licht mußte allerdings ausgelöscht werden. Da uns nun aber tiefe Finsterniß umlagerte, während wir uns über zu nehmende Maßregeln besprachen, unterbrach unwillkürlich ein sanfter Schlummer unsere Berathungen, und wir erwachten erst, als uns Girolamo in der Morgendämmerung weckte und die Rosse bereits vor dem Wagen scharreten und schnaubten. Wir befriedigten schnell die unverschämten Forderungen des brummenden Wirthes, und rollten rasch zum Schoppen hinaus. — Unterwegs erfuhren wir, daß die Osteria in der Nacht von mehreren Männern besucht worden sey, die leise gesprochen, sich aber dem Schoppen nicht genähert hatten. Unser Betturin unterließ nicht, diese Beute für die Briganti zu halten, und sein kluges Benehmen triumphirend geltend zu machen; er war von rosenrother Laune, und knüpfte an das Erlebte eine Menge Mordgeschichten ohne Ende.

Salerno, je nachdem man den Standpunkt wählt, scheint mit großen, schönen Gebäuden entweder von den

Bergen herabzustiegen, oder aus den Schluchten derselben hervorzutreten ans Meergestade, an dem es sich weit ausbreitet. Die sanfte Wölbung des breiten Golfes gewährt von allen Seiten den reizendsten Anblick, und die Formen der amphitheatermäßig aufsteigenden Bergmassen gehören zu den schönsten dieser zauberischen Gegend. Meine Vorliebe für den Sonnenuntergang bewog mich, gegen Abend, da Julius einer leichten Unpäßlichkeit wegen im Gasthose blieb, südlich der Stadt am Meeresufer mich zu ergehen.

Etwa eine halbe Stunde von der Stadt liegt dicht am Meere ein steiler Hügel mit einem kleinen Fort. Ist das Fort mit Wache besetzt? fragte ich einen mürrischen Aufseher des Chausseebaues. Nein, antwortete mir dieser, es ist ein alter, verlassener Tortione. Da ich mich nun dem Hügel näherte, konnte ich das Fort in der Nähe nicht mehr sehen, und folgte dem Fußstege, der sich durch Gebüsch um den Hügel wand und mich von der andern Seite auf dessen Höhe führte. Da stand ich plötzlich vor einer kleinen Zugbrücke über einem tiefen Graben, die Brücke war wie aus der offenen Thür des festen Thurmes herausgefallen, dessen jenseitige Thür gleichfalls weit offen stand, und so erblickte ich, durch den Thurm hindurch, die jenseitige Bastion mit vier Kanonen, die aufs Meer gerichtet waren.

Auf der kleinen Zugbrücke saßen zwey junge Soldaten, der Hiße wegen bis aufs Hemd entkleidet, der Langenweile wegen mit Würfeln beschäftigt, und sahen

mich verwundert an. *Bon soir, Messieurs! est-il permis d'entrer?* fragte ich, um nur etwas zu sagen, denn ich merkte schon, daß hier nicht einzugehen war. *Si soit! entrez toujours!* antwortete mir der eine von ihnen, und stand auf, um mir Platz zu machen. Ich war aber nicht begierig, dieser Einladung zu folgen, und als hätte ich die Antwort mißverstanden, grüßte ich, und ging auf dem Fußstege zurück, auf dem ich gekommen war.

Die Sonne hatte sich schon dem Meere genähert, in welches sie binnen einer halben Stunde untertauchen sollte. Goldgesäumte lichte Wolken waren auf dem Azur des Himmels gewölbes verbreitet. Ein sanfter Rosenschimmer begann die Berge und die Stadt zu verklären. Es war der schönste Abend, den man selbst hier erleben kann. Ich wollte ihn nicht ganz für das Skizzenbuch, das ich unterm Arme hielt, verlieren, und doch war mein Standpunkt am Strande zu niedrig. Ich erstieg eine Anhöhe in der Nähe, setzte mich auf einen Stein, und breitete das Buch auf meinen Knien aus.

Ich hatte aber nicht bemerken können, daß sich drey Soldaten in vollen Waffen leise hinter mir heranschlichen. Plötzlich packten sie mich am Kragen und schrien mir in die Ohren: *à la sorterosa, espion!* — Was war zu thun! an Widerschlichkeit war nicht zu denken. Indessen machte ich ihnen doch begreiflich, daß sie mit den Händen vom Leibe bleiben mußten, indem ich ihnen alsdann um so lieber und besser folgen würde. So ge-

schah es denn auch, und im starken Schritt und tiefen Schweigen erreichte ich nach einer Viertelstunde, in der Mitte meiner Begleiter, wieder das Thor, die Zugbrücke, den Thurm und die Bastion, auf welcher man mich ungehindert zuließ. —

Die ganze Besatzung bestand aus einem Corporal mit sechs Mann, alles junge Conscriptirte, die den niedern Dienst verstehen mochten, in der Behandlung meiner Person jedoch eine auffallende Unsicherheit verriethen. Darauf baute ich meine Hoffnung, mich aus der Verlegenheit zu ziehen.

Der Corporal, ein kleiner, selngebauter Mensch, dem Anscheine nach von gesittetem und anständigem Wesen und ziemlich gebildeter Sprache, aber gewiß nicht über achtzehn Jahre alt, hatte erklärt: ich müsse die Nacht im Thurm bleiben; die Sonne sey bereits untergegangen, er könne heute nicht mehr nach Viotri gehen, dem General Compère den Rapport zu machen; das werde er morgen in der Frühe thun. Ich nahm ihn daher in einen entfernten Winkel der Bastion, um ihn allein zu sprechen, und sagte ihm:

Ich bin ein invalider französischer Hauptmann, und habe die Ehre gehabt zwölf Jahre lang der großen Nation zu dienen. (Er verzog den Mund zu einem unglaublichen Lächeln, ich aber fuhr ernst und feyerlich fort.) Ich kenne also den Dienst sehr genau, habe Euch daher auch allein sprechen wollen, und Euch Alle für junge Leute von Ehre erkannt, die den Dienst aber nicht so

genau kennen können, als ich, aus alter Erfahrung. Bedenkt nur selbst, in welchem Zustande habe ich das Fort gefunden? ohne Schildwache; keiner von Euch in Uniform; Niemand hat mich angerufen, Niemand am Eintreten oder Fortgehen verhindert. Erst außerhalb der Festung habt Ihr mich arretirt. Das durftet Ihr nicht. Damit habt Ihr nur ein Versehen mit einem andern gut machen wollen. Auch jetzt laßt Ihr mich auf der Bastion zu, statt mich im Thurme zu halten, was ganz gegen den Dienst ist. Ihr seht daraus, daß meine Verlegenheit keine andere ist, als daß ich die Nacht nicht hier, sondern im Gasthose zubringen will; denn so bald Ihr Euern Rapport gemacht habt, klärt sich die Sache von selbst auf. (Er war sehr ernsthaft und nachdenkend geworden.) Ihr haltet mich für einen Spion, der die Gegend umher in militairischer Hinsicht ausnimmt. Es wäre mir ein Leichtes, Euch zu beweisen, daß ich nur aus malerischer Liebhaberey mir ein Andenken aus dieser schönen Gegend mitnehmen will; (hier öffnete ich mein Skizzenbuch, und gab es ihm zur Einsicht) davon ist aber jetzt nicht die Rede. Ihr haltet mich für verdächtig, und in dieser Voraussetzung setzt Ihr Euch der größten Verantwortlichkeit, durch den Aufschub des Rapports, aus, da Ihr nicht wissen könnt, was in Folge meiner Arrestation diese Nacht noch geschehen kann. Wollt Ihr das auf Euch nehmen?

Der unerfahrene junge Mann war leichter zu überzeugen, als ich's hatte hoffen dürfen. Ihr habt vollkom-

men Recht, Capitain, antwortete er, ich gehe auf der Stelle zum General. — Das ist mir lieb, versetzte ich, und ich will auch keinen Gebrauch von Allem machen, was ich hier gesehen habe. Eine Discretion, die Ihr gewiß als keinen unerheblichen Dienst zu schätzen habt. Da aber eine Gefälligkeit der andern werth ist, so verschafft mir aus Salerno, wo Ihr durchgeht, meine Abendmahlzeit, auf eine Weise, die Euch selbst sehr vortheilhaft seyn muß. — Ich riß ein Blatt aus meinem Skizzenbuche, und schrieb mit großen leserlichen Buchstaben an Julius, im einfachsten französischen Style: der brave Krieger, der dir dieß Blatt überbringt, wird dir sagen, wo ich bin, und was mir Noth thut; ich bitte dich, sogleich nach Vieti zu fahren, und meine Befreyung vom General Compère auszuwirken, wobey du dem Corporal die Bequemlichkeit machen kannst, ihn in den Wagen zu nehmen; vorher aber schicke mir durch den Bedienten meinen Mantel und etwas gute Lebensnahrung. —

Meinen Reisegefährten, sagte ich dem Corporal, findet Ihr in dem großen Gasthose. Beset dieß Blatt, und gebt es ihm ab. Ihr werdet bey dieser Gelegenheit nicht bloß den Weg nach Vieti und hieher zurück schneller und bequemer zurücklegen, sondern auch, was Euch sehr wichtig seyn muß, dort Erkundigungen nach mir einziehen und genau erfahren können, wer ich bin. — Das war klar. Mein Corporal machte sich unverzüglich auf.

Da saß ich nun in der Dämmerung auf einer demontirten Kanone, die neben dem Thurme lag, blickte auf die Spiegelfläche des Meeres, und überdachte meine Lage, die nichts Reizendes hatte, als die überaus angenehme, milde Lust, die mich umgab. Die Zeiten waren schlimm. Die wüthenden Calabresen begingen täglich die ärgsten Excesse aus Partheysucht gegen die Franzosen. König Joseph war bereits, als König von Spanien, abgereiset, und König Murat noch nicht eingetroffen, die Zeit zu feindlichen Unternehmungen schien um so günstiger, wenigstens mußte die Vorsicht gegen jeden Verdächtigen um so größer seyn. Die Unzufriedenen hatten sich auf einem Felsen im Meere, der Insel Ponza, gegenüber der Festung Gaeta, besetzt, und dort einen bequemen Hafen angelegt, den alle englischen Schiffe benutzten. Von dort aus machten sie, befehligt von einem Prinzen Satriano, dem der König Ferdinand, von Sicilien aus, den Titel: König von Ponza, gegeben hatte, die kühnsten und verwegensten Expeditionen, verbreiteten gedruckte Bekanntmachungen in Neapel, holten bey hellem Tage einen Polizey-Beamten aus seinem Hause in der Stadt, und führten ihn geknebelt, in einen Mantel gehüllt, in der Mitte Mehrerer, durch die volkreichsten Straßen ans Meer, in ihre Markte und zum Hafen hinaus. Sie wussten auf Ponza immer die tägliche Parole in Neapel, und machten alle Pässe und Sicherheitskarten aus künstlichste nach. Ja sie erschienen, vor Kurzem erst, in einer stark bemannten Kanonier-Scha-

uppe im Golf, gaben die Parole, näherten sich dem Wachtschiffe, als um ihre Pässe untersuchen zu lassen, enterten aber sogleich, übermannen das Schiffsvolk, setzten die Anker und entführten so aus dem Golf das Wachtschiff im Angesicht des volkreichen Neapels und der wachsamen französischen Polizey. Diese war dagegen im höchsten Grade erbittert, verdoppelte ihre Sorgfalt, und verfuhr mit eingefangenen Verdächtigen nicht anders, als mit überwiesenen Verbrechern, die ohne Umstände niedergeschossen, später aber, zu nachdrücklicherer Warnung durch den Anblick, aufgehängt wurden.

Ich fragte mich nicht ohne Aengstlichkeit: was steht mir bevor? und erhob den Blick aus der finstern Nacht, die die Erde umhüllte, zu den leuchtenden Gestirnen am Firmament. Da schlich einer der Soldaten leise heran, und war im Begriff, mir mein Skizzenbuch durch Ueberraschung zu entreißen; aber ich bemerkte diese Absicht noch eben zu rechter Zeit, um sie zu vereiteln. Ich fuhr ihn heftig an, und sagte ihm alles, was mir die Vorsicht nur einiger Maßen erlaubte. Er aber rief mir höhnisch zu: *allons! ne faites pas le méchant!* Gestern erst haben wir einen Vogel Eures Gleichen erwischt, und gleich am Abend baumelte er schon. Seht nur hin, da hängt er am Galgen! und der sah, wahrlich! viel mehr *comme il faut* aus, als Ihr. Ich folgte mit den Augen der Richtung des zeigenden Fingers, konnte aber in der Dunkelheit nichts unterscheiden. Doch hatte ich eine Empfindung dabey, als rieselte mir's

eisig durch die Adern, und ich starrte noch mit weit geöffneten Augen nach der Gegend hin, als ich ein bewegtes Fackellicht in der Ferne bemerkte, und mit hoch klopfendem Herzen ausrief: Seht! da kommt die Ordre zu meiner Befreyung.

Es kam immer näher und näher; es war ein zweyrädriges Galeffino mit einem Pferde; von den zwey Gestalten darin hielt eine die Bügel, die andere die Fackel; aber mehr sah ich nicht, denn es ging hinter den Hügel. Ich wollte in den Thurm, und dem Kommenden entgegen, die Thür war verschlossen. Eine kleine Welle wartete ich noch in höchster Spannung, da klärte sich's auf — es war nicht Julius! es war nur mein Bediente mit einem großen Korbe voll Eswaare und einigen Bouteillen guten Weines. Er rief mir zu: Ich habe gleich hinlänglichen Vorrath für die ganze Gesellschaft mitgenommen, ich glaube, es könne zu was gut seyn. Unwillig wandte ich mich von ihm ab, und sagte: ich mag nicht essen. Er erzählte mir aber, indem er nicht nachließ mir zu folgen, mit aller Umständlichkeit die Einzelheiten von des Corporals Ankunft im Gasthose und Julius eilige Abfahrt nach Vieti.

Nach und nach kehrten mir Ruhe und Heiterkeit wieder, ich sah den Thurm von innen erleuchtet, trat hinzu und war nicht wenig erstaunt, einen mit Gläsern und Flaschen, einer Pastete, ein Paar gebratenen Kapaunen, einem Weisenauslauf, und sechs, in leere Bouteillen statt der Leuchter gesteckte Wachölichter, besetzten Tisch zu fin-

den, und Johann, der das alles für seinen Kopf besorgt hatte, mit einer Serviette im Knopfloche, sehr geschäftig eine Bank und ein Paar große Steine statt der Stühle, herbey wälzen zu sehen. Die Soldaten standen mit großen Augen und offenen Mäulern in einem Winkel des Thurms, und die höchste Verwunderung malte sich auf ihren Gesichtern. Ich mußte laut auslachen, und rief aus: Es wird doch hoffentlich nicht die Hensermahlzeit seyn! Nehmen Sie Platz, Messieurs! —

Nach kurzem Besinnen rief einer der Soldaten: Par dieux et le diable! wir wären wohl rechte Narren, wenn wir uns lange nöthigen ließen! damit setzten sich nicht bloß Alle an den Tisch, sondern machten auch Miene, gleich über den Vorrath herzufallen. Halt! rief ich mit lauter Stimme, hier commandire ich! wer untersteht sich, gegen Subordination zu agiren! Johann mußte sich auch an den Tisch setzen, mir gegenüber, und die Speisen der Reihe nach vorlegen, jedem seine reichliche Portion, wobey er mich, mit Auszeichnung, zuerst bediente. Ich hatte sämtliche Flaschen zu mir genommen, und schenkte meinen Gästen, der Reihe nach, reichlich, aber doch mit Maß, ein. Ihr Erstaunen war unbeschreiblich; ohne ein Wort der Erwiderung fügten sie sich in meine Anordnung. Wie schmeckt es? fragte ich endlich. Nun lobten sie den Wein und die Speisen über die Maßen, und wurden laut.

Um sie aber noch ferner, so viel wie möglich, im Saume zu halten, suchte ich die Unterhaltung zu beherr-

sehen, und, indem ich immer einen gewissen hohen Ton beybehielt, machte ich ihnen bemerklich, daß wir uns vor allem näher kennen lernen müßten, Jeder daher Nachricht von seinem Leben und seinen Schicksalen zu geben hätte. So wendete ich mich gleich an meinen Nachbar mit den Fragen: wo er her sey? wer seine Eltern und Verwandte seyen u. s. w., bis eine ziemlich vollständige Lebensgeschichte zu Stande gebracht war. Dann ging es eben so in der Reihe fort. Es gab dabey manchen Scherz, und es wurde viel gelacht, mäßig getrunken, und jeder ungeduldige oder schläfrige Zuhörer durch Fragen oder Bemerkungen aufmerksam erhalten. Auch unterließ ich nicht, ihnen zu rathen, die Schildwache zu halben Stunden ablösen zu lassen, denn so hatte man mehr zu thun.

Noch war die Reihe der Erzählung nicht an mich gekommen, als die Thür des Thurms sich leise öffnete, und Julius und des Corporals verwunderte Gesichter sichtbar wurden. Meine Gäste erhoben sich mit Geräusch; ich aber rief ihnen lachend entgegen: Endlich! endlich! arrivez donc! soyez les bienvenus! Johann beeilte sich, brachte zwey frische Couverts in Ordnung, und holte aus dem Korb, was er für die Erwarteten zurückbehalten hatte. Ich bat den Corporal leise, seine Soldaten zu entfernen; wir waren bald allein mit ihm, und nun erfuhr ich, daß ich zwar frey sey, mich aber morgen früh um sieben Uhr beym General zu melden hätte. Die Details der Bemühungen meines Freundes bey

bey demselben, verschoben wir auf die Rückfahrt, und nachdem die neu Angekommenen sich erfrischt hatten, zogen wir unter allerley Höflichkeiten des Corporals ab, zur höchsten Verwunderung der ganzen übrigen Besatzung, der alles wie ein Traum vorkam.

Ich dankte nun meinem Gefährten für den wichtigen Dienst, den er mir geleistet hatte, glaubte aber etwas an ihm zu bemerken, daß wie Kälte oder Empfindlichkeit aussah, wovon ich die Ursache nicht errathen konnte. Nach und nach erwärmte er sich wieder im Laufe der Erzählung, schilderte seinen Schreck, als er mein Abentheuer erfahren, die Angst und Besorgniß, in der ihn die üble Laune des Generals und die offenbare Gefahr meiner Lage erhalten, die guten Dienste des Corporals und seine Nachrichten, die er im Gasthose über uns eingelesen, welche bey dem General das Beste von Allem gewirkt hätten; dann seine Freude über die Ordre, mich auf freyen Fuß zu stellen; die Gemüthsbewegung, in der er in größter Eil nach dem Fort gefahren; endlich seine Verwunderung über den Reichtum, wie er es nannte, in dem er mich mit den Soldaten bankettirend im Thurm angetroffen. Meine innige Rührung über seine liebevolle Theilnahme an mir, war ihm jedoch die vollste Anerkennung derselben; er sah bald mein Betragen in einem mildern Lichte, und als wir in Salerno eintrafen, hatte er sich bereits weidlich belustigt an meiner Erzählung des im Thurm Erlebten.

Um sieben Uhr, am folgenden Morgen, stiegen wir in Viotri die Treppe im Hause des Generals Comptère hinauf, und trafen auf einem Absatze derselben meinen jungen Corporal an, der mich hier erwartet hatte, um mich an mein Versprechen zu erinnern, von den Unregelmäßigkeiten im Dienste, die ich auf dem Fort bemerkt, nichts laut werden zu lassen. Ich versicherte ihn, daß es dieser Erinnerung gar nicht bedürfe, da mich schon die Dankbarkeit zu seinem Schuldner mache, und ich mich freuen würde, irgend einmal Gelegenheit zu finden, ihm diese Gesinnung durch die That zu beweisen. Erheitert stiegen wir, uns trennend, er die Treppe hinab, wir hinauf. —

Der General fuhr mich hart und rauh an: Sind Sie der gestrige Gefangene vom Fort Joseph? — Ja. — Was hatten Sie dort zu suchen? — Ich suchte eine Höhe, die Gegend umher zu zeichnen, und da man mir gesagt hatte, der auf dem Hügel sichtbare Thurm sey eine verlassene Trümmer, so ging ich unbedenklich hinauf. — Dabey können Sie aber allerley bedenkliche Absichten gehabt haben. Von solchen sprach er nun im rauhen Tone, und behandelte mich, wie denn Generale in unsichern Zeiten Verdächtige zu behandeln pflegen. Er war nicht heftig, aber grob. Mir stieg das Blut in die Wangen, was mein besorgter Gefährte bemerkte, und, sich mir nähernd, halb laut in russischer Sprache mich bat: ich bitte dich, doch ja vorsichtig zu seyn, und deine Sache nicht durch ungeitige Heftigkeit zu verderben.

Der General trat um einen Schritt näher, und donnerte uns zu: Ihr sollt nicht mit einander sprechen, und Euch verabreden, sonst — — Nun war's aber doch aus mit meiner Mäßigung. General, rief ich nicht ohne einige Heftigkeit aus: Sie behandeln mich wie einen Verbrecher, mich, der ich der Beleidigte bin, und alle Genugthuung zu fordern habe. — Was? Genugthuung? Das wird mir denn doch zu arg! — Freylich ist's zu arg, daß Sie einen Fremden mißhandeln, von dem Sie weder Namen, noch Vaterland, Stand, Weg und Geschäft kennen, den Sie nicht einmal nach seinem Passe fragen. — Gebt her! rief er mürrisch. Indem Jeder von uns seinen Paß hervorholte, und ihn ihm überreichte, trat Jemand ins Zimmer, der uns vertraut und herzlich begrüßte. Es war der Fremde, den wir unter dem Drangenbaume des Klosters gesprochen hatten. — Auf ein Wort! sagte der General zu ihm, und führte ihn in ein anstoßendes Cabinet.

Nach einer Viertelsunde ungefähr, in welcher wir mit den Officieren im Zimmer einige gleichgültige Worte gewechselt hatten, trat der Fremde wieder ein, mit freudestrahlendem Angesichte. Welcher von Ihnen ist Julius von K.? fragte er, und als er's erfahren hatte, überreichte er ihm seinen Paß, gab mir darauf den meinen, und sprach: der General ist unpäßlich, und kann nicht bey'm Frühstück erscheinen; er bedauert Sie aufgehalten zu haben, und läßt Sie bitten, Ihre Reise ungehindert fortzusetzen. Hierauf drückte er Jedem von uns

die Hand mit Wärme, und fragte: Sind Sie nicht Bettern? ich glaube, mich aus alter Zeit zu erinnern, daß Ihre Familien verwandt sind. — Wie, rief Julius verwundert aus, waren Sie in Piesland? oder sind Sie gar unser Landsmann? — Ich habe nur wenige Jahre dort gelebt, antwortete er, eine Zeit, die mir noch in der Erinnerung sehr werth ist. Doch davon nachher! —

Wir hatten deutsch gesprochen, was den Officieren zu mißfallen schien. Ein Obrist vom Generalstabe trat zu uns, und sagte in seiner Sprache: Verlieren wir nicht die edle Zeit, meine Herren! das Frühstück erwartet uns. — Wir gingen durch einige Zimmer, und fanden dann plötzlich den bereiteten Tisch in einem langen, freyen Bogengange, reich mit vollen Neben umrankt; vor uns das weite Meer, Salerno und die schönen Berge; unter uns, am Berghange, bis ans Meer, ein dusterer Drangen-Hain. Eine kurze Zeit lang vergaßen wir über diesen bezaubernden Anblick alles Andere. Doch wurden wir bald in die allgemeine heitere Unterhaltung gezogen, und der gute Wein von Monte Somma, im Bewußtseyn des guten Ausganges des Abentheuers, in der Gesellschaft unsers neuen Freundes, der mit der hinreißenden Heiterkeit eines Weisen das Gespräch leitete, trank sich in dieser reizenden Umgebung mit ungleich erhöhtem Genuß.

Herr Doctor, sprach der Obrist gegen Ende der Mahlzeit, ich bliebe gern bis Castellamare Ihr Begleiter; wenn Sie aber heute wieder in der Hitze, wie

gewöhnlich, den Weg zu Fuße machen wollen, so ziehe ich doch vor, im ersten besten Galeffino ihn schneller und bequemer zurück zu legen. — Wir beeilten uns, die beyden freyen Plätze in unserm Wagen anzubieten, und sie wurden freundlich angenommen. Doch hatte der Arzt, als welchen wir hier den Freund kennen lernten, noch Geschäfte im Orte und in der Gegend, die ihn mehrere Stunden aufhalten mußten. Wir verabredeten daher unser rendez-vous um halb sechs Uhr, bey einer schönen, einzeln an einer Brücke, am Ausgange des Ortes, stehenden Pinie, und trennten uns einstweilen, von sehr verschiedenen Empfindungen bewegt. —

Unten im Hause trafen wir Johann, den das Verlangen, den Ausgang meiner Angelegenheit zu wissen, und bey der Hand zu seyn, wenn ich ihn etwa hier brauchen könnte, hergeführt hatte. Ich trug ihm auf, die Rechnung im Gasthose zu berichtigen, den gewandten Girolamo mit seiner quadriga auszutreiben und sich mit dem Wagen um fünf Uhr bey der Pinie einzustellen. Ich streifte unterdessen mit Julius in den Bergen herum, und schwelgte noch einmal in diesem Paradiese.

Unser sehnliches Verlangen, uns mit dem heimatlichen Freunde zu verständigen, und ihn näher kennen zu lernen, sollte noch lange unbefriedigt bleiben. Der Obrist war von einer Gesprächigkeit, die nichts neben sich aufkommen ließ. Das war uns anfänglich sehr verdrißlich; doch kam er auch, da er von allen möglichen Dingen sprach, auf die Belagerung von Gaeta, 1806,

bey der er selbst sehr thätig gewesen war. Er schilderte sie sehr lebhaft, und stellte alles so klar und deutlich dar, daß wir ihm bald mit viel Vergnügen zuhörten. Von dem Prinzen von Hessen-Philippsthal sprach er nur mit größter Achtung und Ehrfurcht. Es bleibt immer der schönste Lorbeer, den uns die Hand des Gegners reicht. —

Raum waren wir in Castellamare eingetroffen, so ward auch unser Freund von einer Menge Fremder, die sich fast zu jeder Jahreszeit an diesem Badeorte versammeln, umringt und fortgeführt. Wir verabredeten nur, am Morgen um sechs Uhr uns in dem großen Caffee zu treffen. —

Am Abend besuchten wir noch die Ruinen von Stabbia, die kaum mehr zu finden sind. Hier kam der ältere Plinius ums Leben, durch die Eruption des Vesuv's im Jahre 79, dieselbe, die Stabbia, Pompeji und Herculaneum zugleich verschüttete, dem Berge seine jetzige dreyspitzige Gestalt gab, und die allein schon jeder Nachwelt merkwürdig bleiben würde durch die beyden Briefe des jüngern Plinius an den Tacitus, die die schöne Beschreibung dieser Eruption enthalten, wie er sie, bey den damaligen Soldatenquartieren, auf punta de' ponati heym Cap Miseno, erlebte.

Schon wurden, früh am Morgen, die eisenhaltigen, dampfenden Schwefelbäder für die noch schlummernden Badegäste bereitet, als wir in einer Barke mit vier tüchtigen Ruderern von der Küste abfließen, um im Angesichte Neapels, des dampfenden Vesuv's, der Küste von

Forrent und der felsigen Capri, über den weiten Golf hin, dem inselreichen Gestade Baja's uns zu nähern. Wer diesen unbeschreiblich schönen und reichen Anblick gehabt hat, begreift leicht, wie man so tief in denselben versinken kann, daß man alles Andere vergißt.

So mochten auch wir bereits eine halbe Stunde, oder länger, in diesem Schweigen hinaus geblickt haben, als unser neuer Freund, der das Steuer führte, sich mit der Frage an Julius wendete: "Haben Sie nie, als Sie schon in früher Jugend bey der Garde in St. Petersburg angestellt waren, von einem Arzte auf dem Gute Ihres Vaters gehört, der Ihrer Geschwister Lehrer war, als noch Ihre vortreffliche Mutter lebte?" —

Wie sollte ich nicht! rief Julius aus, und ward plötzlich tief bewegt von diesen Erinnerungen der Heimath und der Jugendjahre. Wiewohl ich diesen Müller nie gesehen habe, so wird er mir doch eben so unvergeßlich bleiben, als er's meinen Geschwistern ist, deren Dankbarkeit durch keine Zeit geschwächt werden kann, und den mein guter Vater noch in der letzten Stunde seines Lebens segnete. — Mit einer Thräne der Rührung und von Freude verklärtem Antlitz betrachtete der Greis den bewegten jungen Mann, schloß ihn in seine Arme und sagte: "Nur in Biesland hieß ich Müller, aber überall bin ich doch derselbe." —

Es versteht sich, nachdem die ersten Herzensergießungen jede Neugierde erstickten, daß wir nun gegenseitig uns mit Fragen bestürmten. Kaum hatten wir das

Wesentlichste von dem berichtet, was der Greis von uns, besonders von der Familie K., zu wissen wünschte, als er auch unsere Ungeduld befriedigen mußte. — Sind Sie denn, fragten wir, seitdem Sie Liefeland verließen, immer in Italien gewesen? — „Nein, erwiderte er; ich habe seitdem die meisten Reiche unsers kleinen Welttheils besucht.“ —

Bei jedem fernern Worte, das er sprach, fleg unsere Theilnahme, unsere Neugierde, möglichst viel von ihm zu erfahren, immer höher, und er war so gütig, uns einen großen Theil seiner Lebensereignisse mitzutheilen. Noch schwebt seine edle Gestalt, sein ausdrucksvolles schönes Angesicht, mir lebendig vor; noch tönt seine volle männliche Stimme in meinem Ohr; noch sind mir viele seiner Worte buchstäblich erinnerlich; doch haben die Jahre vieles von seiner Erzählung verwischt, und die Lücken in derselben vermag mein Gedächtniß nicht mehr auszufüllen. Indessen ist das, was mir davon geblieben ist, wohl das Wesentlichste, und scheint mir der Mittheilung im hohen Grade würdig. Ich lasse ihn selbst sprechen, und unterbreche seine Erzählung nicht durch unsere Zwischenreden auf dem Golse.

Der verlorne Sohn.

— — La ablacion mejor y la primera,
Que se debe ofrecer al alto cielo,
Es alma limpia y voluntad sincera.

(CERVANTES.)

„Aus eigener Erinnerung weiß ich von meiner Kindheit in meinem väterlichen Hause nur, daß deutsch darin gesprochen wurde, daß ich mehrere Geschwister hatte, daß mein Vater, ein stattlicher Mann, außer dem Hause viel beschäftigt war, wir ihn nur bey der Mittagsmahlzeit und Abends ein Stündchen sahen, wo er überaus liebevoll und zärtlich, hatten wir aber gesündigt, ernst und streng mit uns war. Meiner Mutter erinnere ich mich noch weniger, vielleicht weil ihr Anblick mir noch gewöhnlicher und alltäglicher war; doch weiß ich wohl, daß sie ein großes Schlüsselbund am Gürtel führte, früh Morgens still mit mir im Kammerlein betete, das Butterbrod jedem von uns sorgfältig zuschnitt, und bey Tisch vorlegte. Auch pflegte sie bey ihren häuslichen Geschäften zu singen, und lehrte mich, da ich kaum richtig sprechen konnte, ein Lied, das ich, mein ganzes Leben hindurch, täglich sang. —

Ich war einmal, aus kindischem Leichtsinne, meinen Eltern entlaufen, und nach mehreren Tagen eines fortgesetzten Umherlaufens und Brod-Betteln, wie ich mich dunkel erinnere, in eine große volkreiche Stadt gekommen, wo der Hafen und die Schiffe meine ganze Aufmerksamkeit und Neugierde erregten. Ich wäre für mein

Leben gern auf ein Schiff gekommen. Ich bat einige Matrosen, die ich deutsch sprechen hörte, sie möchten mich mitnehmen; sie aber lachten erst, und wiesen mich dann rauh zurück. Ich ließ nicht ab, immer wieder Andern dieselbe Bitte mit demselben Erfolge vorzutragen; die Mehrsten verstanden mich nicht. Endlich wagte ich es, in ein leeres Schiffsboot zu steigen, das mit einem Strick an einen eisernen Ring der Hafenmauer gebunden war. Ich setzte mich still auf die Bank am Steuer, und war innigst froh und in mir selig. Bald kamen Leute mit Baarenballen, die ins Boot geworfen wurden; man sprach eine ganz unverständliche Sprache zu mir, und auch ich wurde nicht verstanden; aber man ließ mich sitzen und ruderte in die Rhede, auf ein gewaltig großes Schiff los, an dem auch ich an Bord ging. Meine Freude war grenzenlos.

Ein besser gekleideter Mann auf dem Schiffe sprach ein gebrochenes Deutsch zu mir, wovon ich nur mit Mühe einzelne Worte verstand. Er lachte, und ließ mir nach einiger Zeit zu essen geben. Meine leichten Kleider waren bereits vertragen; ich bekam sehr grobe Schifferkleidung und ward Kajütenjunge. Meine Freude verkehrte sich bald in bitteres Leid; ich wurde grausam mißhandelt und weinte unaufhörlich; doch weiß ich noch, daß es nach und nach besser ging, und daß ich manche Freude hatte, besonders am Erklettern der Strickleitern, am Angeln und allerley gefährlichen Übungen. —

Wie lange die Reise dauerte, weiß ich nicht zu sagen; ich dachte nicht daran, daß sie endigen könne, und hielt diesen Zustand für das Leben selbst. Endlich lief man doch in einen Hafen ein. Nach und nach gingen Alle, der Reihe nach, ans Land, und kamen wieder an Bord. Mich ließ man auf dem Schiffe, wo mich die Langeweile plagte. Doch ließ man sich endlich einmal erbitten, und nahm mich mit ans Land. Als ich hier wieder festen Boden unter den Füßen hatte, Bäume, Häuser, häusliche Einrichtung, Pferde und Wagen, Vieh und Gärten sah, da war meine Freude noch größer, als da ich zum ersten Mal zu Schiffe ging. Ich brach in Thränen aus, und wußte nicht, wie mir geschah, daß ich so glücklich war und doch weinen mußte.

Man bekümmerte sich nicht um mich; ich war unter Fremden; da ergriff mich plötzlich die Sehnsucht, das Land recht zu genießen und einmal aus allen Kräften recht lange auszulaufen, was mir, nach der langen Beschränkung auf dem Schiffe, als die größte Glückseligkeit vorkam. Ich rannte also darauf los, immer fort, so lange meine Kräfte reichten, immer landeinwärts, und warf mich endlich athemlos auf den Rasen. Gras und Kräuter kamen mir überaus schön und merkwürdig vor. Da weidete ein Pferd; ich stand auf und näherte mich ihm; es lief scheu davon, ich lief nach, über Wiesen und Aecker, über Hecken und Gräben, in einen Garten, wo das Pferd in einen Winkel des Zaunes gerieth, ich

ihm ganz nahe kam und einen Schlag vor den Kopf bekam, der mich bewußtlos niederstreckte.

Als ich wieder zu mir kam, lag ich mit verbundenem Kopf in einer elenden Hütte bey armen Deuten. Ich fragte nach dem Schiffe und meinen Genossen, erhielt aber keine Antwort. Ich hatte während der langen Seereise etwas Englisch gelernt, das half mir aber auch hier nichts, und die Sprache, die ich hier hörte, schien mir kaum aus wirklichen Worten zu bestehen. Man reichte mir Nahrung, die mir auch ganz fremd war, und mir nicht behagte, so gut sich auch mein Appetit erhielt. Am folgenden Morgen führte mich mein Wirth, nach einem Marsche von mehreren Stunden, in eine Stadt, die mir sehr groß schien. Dieser erste Anblick verwischte sich bald aus meinem Gedächtniß, doch weiß ich noch, daß mir hier Alles unbegreiflich fremd vorkam. Man führte mich vor mehrere Männer in auffallender Tracht, die sich mir aber eben so wenig verständlich machen konnten, als mir dieß mit ihnen gelang. Endlich ward einer gerufen, der etwas Englisch wußte, mich leidlich verstand, sich mir aber nur mit vieler Mühe halb deutlich machen konnte. Dieser führte mich mit sich fort und machte mir begreiflich, ich sey sein Knecht. —

Wir gingen lang durch eine andere Gegend der Stadt, kamen ins Freye, und gingen durch eine bergige, fast baumlose Gegend, erblickten von Zeit zu Zeit das Meer in einiger Entfernung, und trafen nach einigen Stunden bey der Wohnung meines Begleiters ein, an

der ich von außen nichts als eine außerordentlich hohe Mauer von weitem Umfange entdecken konnte. Er aber wußte ein Thürrchen zu finden, das er aufschloß, und nachdem wir eingetreten waren, wieder sehr sorgfältig verschloß. Ich stand in einem Krautgarten, wie mir's schien, der auch einige fremde Bäume enthielt. Darauf folgte ein kleiner Teich und ein Brunnen, der in denselben abfloß, dann eine Scheune und ein Stall für allerley Vieh, und durch eine Art Hühnerhof traten wir in ein Paar Wohnzimmer neben einer Küche.

Außer meinem Begleiter, der der Eigenthümer dieser Niederlassung, die ganz umschlossen von der hohen Mauer war, zu seyn schien, gab es keine andere Bewohner in derselben, als einen noch viel ältern Mann und eine alte Frau, beyde von hoher Gestalt und Furcht einflößendem rauhen Wesen, und ein Paar große Hunde. — Man fing gleich damit an, mir Weinschellen anzulegen, die mir nur sehr kleine Schritte zu machen erlaubten, und mir meine Wohnung anzuweisen, in einem vertieften, sehr weiten Gewölbe, das nur wenig Licht hatte, aber mit allerley großem Geräth angefüllt war. Man warf einen Haufen trockenen Schilfes in eine Ecke; das war mein Lager.

Aus diesem niedrigen Gewölbe kam ich nur sehr selten ans Tageslicht. Meine Arbeit war: Wolle kragen und spinnen, Körbe und Matten flechten, große Haufen gemischter Samenkörner auslesen, Baumwolle sondern und in große Ballen packen, und eine Menge ähnlicher Ver-

richtungen, die oft meine Kräfte überstiegen. Besonders peinlich war mir das Zerstoßen gewisser, mir unbekannter Substanzen in einem großen Mörser, aus dem dabey zuweilen Gerüche aufstiegen, die mich anekelten und mich zuweilen einer Ohnmacht nahe brachten, was fast täglich geschah. Ein Topf voll eines, zu Anfange mir höchst ekelhaften, Breyes und ein Krug Wasser ward mir jeden Morgen gebracht, und das war meine Nahrung für den ganzen Tag.

Meine Gesundheit erlag besonders den unaufhörlichen Mißhandlungen und einer Art Verzweiflung, in die ich darüber gerieth. Ich schwand zum Schemen hin, wurde aber fast noch mehr mißhandelt, da ich krank ward. Größeres Elend läßt sich kaum denken, als was ich erlitt; dennoch sang ich mit zitternder Stimme mein Lied bey der Arbeit.

Einst saß ich bey meinem großen Mörser; ich ruhte ein wenig; die Beine schmerzten mich gar sehr von den Schellen, eitereten und bluteten wie immer; das Ungeziefer verzehrte mich fast, und die Lumpen wollten mir nicht mehr auf dem Leibe hängen bleiben; ich blickte zu dem Gitter hinauf, dem spärlichen Tageslichte zu, und sang, nicht ohne Beschwerde der schmerzenden Brust, mein Lied:

Heilig, heilig ist das Band,
Das die Menschen bindet;
Ist geknüpft von dessen Hand,
Der die Welt gegründet;

Ist

Ist geknüpft, daß besser mir
Seine Welt gefalle. —
Einen Vater haben wir,
Einen Schöpfer alle.

Wohl mir! auch auf mich, sein Kind,
Schauet Gott hernieder.
Um mich her die Menschen sind
Alle meine Brüder.
Und ich könnt' ihn nicht mit Luß
Meinen Vater nennen,
Fühl' ich nicht in dieser Brust
Bruderliebe brennen;

Blutete mir nicht das Herz
Bey des Bruders Leiden;
Blieb' ich kalt bey seinem Schmerz,
Kalt bey seinen Freuden.
Glücklich oder elend, ihr
Seyd mir immer Brüder;
Nur noch theurer seyd ihr mir,
Drückt euch Leid darnieder.

Ich gedachte besserer Tage, und fühlte meine Thränen herabrinnen. Ich hatte nicht bemerkt, daß ein Fremder zu mir geführt worden war, der schon eine Weile da stehen mochte. Jetzt sah ich ihn, wie auch er eine Thräne trocknete. Er trat zu mir, und in deutscher Sprache, mit der sanftesten Stimme, die ich je hörte, fragte er mich, indem er meine Hand ergriff: Willst du

Stilgen II.

6

zu mir kommen, auf mein Schiff? Du sollst es nicht schlecht bey mir haben. Man überläßt dich mir gern. — Ich küßte die wohlthätige Hand, und benehte sie mit Thränen, aber ich vermochte kein Wort hervor zu bringen. Er entzog mir die Hand mit Sanftmuth; vermuthlich ekelte ihn vor meinem Schmutz und Ungeziefer. Armer Junge, sprach er, du bist ja krank und schwach!

Eine Weile schwieg er, als besänne er sich, dann sagte er schnell: Morgen laß ich dich abholen! und verließ mich. — Bald kamen fremde Männer mit lauten Stimmen herunter, die ich an ihrer Tracht und ihrem Benehmen für Matrosen erkannte. Das Herz klopfte mir hoch auf vor Freude, aber ich war in einer Art Schwäche und Stumpfheit, die meiner Freude kaum einen andern Ausdruck zuließ, als Thränen.

Die Matrosen sprachen viel; ich verstand einzelne Worte, bald aus dem Englischen, bald aus dem Deutschen, wie ich glaubte, aber verständigen konnten wir uns doch nicht. Einer reichte mir auf einer Schale gebratenes Geflügel, und in einem Krüge ein köstliches Getränk, das ich nicht kannte. Das that sehr wohl. Darauf machten sie sich an meine Beinschellen, sie zu lösen. Das wollte erst nicht gehen; dann holten sie verschiedenes Werkzeug herbey, verursachten mir unsägliche Schmerzen, wobey ich in Ohnmacht fiel. Später führten sie mich, der ich jetzt ohne die Schellen kaum gehen konnte, an ein großes Faß, in dem sie ein laues Bad bereitet hatten, schnitten mir die lezten Lumpen ab, und

stellten mich in das Faß. Dann trug mich ein Matrose, nachdem mir ein anderer eine wollene Decke umgeworfen hatte, in die obern Zimmer, in ein reinliches Bett. Von meinen bisherigen Peinigern, den drey Bewohnern dieses Aufenthaltes, sah ich keinen.

Ich schlief wenig, war in einem aufgeregten Zustande, hatte schreckhafte Träume, wenn ich einschlief, suchte mich wach zu erhalten, weil ich dann ruhiger war, und fühlte mich dabey sehr schwach und krank. Ich sang mein Lied nur in Gedanken. — Die Matrosen brachten mir am Morgen wieder einige Nahrung, ich verlangte aber nur zu trinken. Mit Mühe kleideten sie mich in gute neue Kleider, die mir zu groß waren. Auch geführt konnte ich nicht gehen. Sie machten aus Schilf und Rohr eine Art Tragsessel, setzten mich darauf, und so kam ich, nach sehr langer Zeit, wieder unter Gottes freyen Himmel. Ich besah ihn mir nach allen Seiten, aber das Sonnenlicht that meinen Augen wehe. Ich bedeckte sie mit der Hand, und blickte nur von Zeit zu Zeit um mich. So gelangten wir nach einiger Zeit ans Meer, wo eine Schaluppe uns erwartete, die uns sehr bald an Bord eines nahen großen Schiffes brachte.

Hier fand ich meinen ersten Wohlthäter wieder, der mich mit derselben sanften Stimme fragte: wie geht's nun? — Ach! sagte ich schwach: ich glaubte, ich hätte Sie nur geträumt! — Hier sollst du, sprach er, bald hergestellt werden, hoffe ich; der Arzt ist geschickt, die Kost gut, der Captain gefällig und hülfreich. — —

Das sind ungefähr die letzten Worte, deren ich mich noch erinnert habe, denn von diesem Augenblicke an weiß ich nichts von allem mehr, was um und mit mir vorgegangen ist.

Hierauf liegt mir, wie ein halb vergessener Traum, eine Zeit im Gedächtniß, aus der ich mich nur ganz dunkel einzelner Momente ohne Zusammenhang erinnere, doch weiß ich noch, daß ich damals sehr krank war, und daß es sehr lange gewährt hat, ehe ich nach und nach zu einem helleren Bewußtseyn gekommen bin. Auch von Andern erhielt ich nur dürstige Auskunft über das, was während der langen Zeit meiner Bewußtlosigkeit mit mir vorgegangen war. —

Es war nämlich in Bombay, wo ich nach und nach mich meiner wieder bewußt ward, auf einem vortrefflichen Bett, in einem schönen, sauberen Zimmer. Eine reinlich gekleidete, ältliche Frau war einen großen Theil des Tages bey mir, oder kam doch fleißig und fragte, ob ich etwas bedürfe. Außer einem Arzte besuchte mich täglich ein heiterer und wohlgesinnter junger Mann, für den ich eine lebhafteste Reigung bekam. Er hieß Müller. Ich werde ihn nie vergessen! Er war Buchhalter in dem reichen englischen Handlungshause des Herrn Kraft.

Bey einem Besuche in dem großen, vortrefflichen öffentlichen Krankenhause der Stadt, in dem er ein Geschäft haben mochte, zog ein kranker Knabe seine Aufmerksamkeit auf sich, den man für still-wahnsinnig, aber

nicht unheilbar hielt, und von dem man ihm sagte, daß er nie spräche, einige Mal täglich aber ein Lied singe, das immer dasselbe zu seyn scheine. Da er mich noch betrachtete, stimmte ich bewußtlos mein Lied an, das den gefühlvollen Deutschen aufs tiefste rührte, sowohl weil er in mir einen unglücklichen Landsmann erkannte, als auch, weil er das schöne Lied zum ersten Mal, und hier gerade am rechten Orte, hörte.

Er wartete den Arzt ab, um von ihm nähere Auskunft über mich zu erhalten, konnte aber nichts Anders erfahren, als daß ein dänisches Schiff mich hier abgesetzt, und ein Passagier auf demselben mich in das Krankenhaus gegeben, und ihm gesagt habe: ich sey, leider! unheilbar, und könne nur noch kurze Zeit leben; sey aber etwas im Stande, mein verlöschendes Leben länger zu fristen, so sey es die Landluft und sorgfältigere ärztliche Behandlung, als auf dem Schiffe möglich sey. Dieser Fremde habe sich nicht näher über mich erklären wollen, oder können, habe dem Arzte zwey Hundert, ins Bureau des Hauses drey Hundert Dukaten gegeben, sich versprechen lassen, daß man mich mit der allergrößten Sorgfalt behandeln wolle, mich nochmals mit Innigkeit in seine Arme geschlossen, und sich dann tief gerührt entfernt. Der Arzt setzte hinzu, ich hätte mich seit den drey Monaten im Krankenhause sehr merklich gebessert, er hoffe mich herzustellen, doch käme ihm meine fortwauernde Bewußtlosigkeit sehr bedenklich vor.

Müller eilte zu dem Arzte seines Hauses, zu dem er ein außerordentliches Vertrauen hatte, und führte ihn an mein Bett. Dieser beobachtete mich mehrere Tage lang mit angestrengter Aufmerksamkeit, und erklärte dann: er halte mich nicht für unheilbar, doch müsse ich ganz anders behandelt werden, als bisher. Er habe darüber den Aerzten des Krankenhauses vergebliche Vorstellungen gemacht, dürfe aber, da er nicht in demselben angestellt sey, nichts für mich thun. —

Müller, der unterdessen mein Lied öfter gehört hatte, übersetzte es auf seine Weise, und theilte es Herrn Kraft mit, der dabey äußerte: Der Knabe muß aus gutem Hause seyn. Da nun Müller ihm noch erzählte, daß sein Hausarzt mich herzustellen gedenke, dieß aber im Krankenhause nicht geschehen könne, von meiner Entfernung aus demselben also wahrscheinlich mein Leben abhängen, so erhielt er die Erlaubniß, mich in sein Haus bringen zu lassen.

Hier war ich denn nun auch nach und nach, mit vieler Mühe und Sorgfalt, so weit hergestellt worden, daß mein Bewußtseyn allmählig zurückkehrte, und man nur durch vorsichtige Behandlung und stärkende Mittel meine völlige Genesung zu bewirken hoffte, was denn auch nach einigen Monaten vollkommen gelang. Dieß alles habe ich später erst erfahren. Sehr verwundert war man, daß ich von mir selbst und meiner Herkunft nichts wußte. Daß ich meinem väterlichen Hause so kindisch leichtsinnig entlaufen war, sprach laut gegen mich,

doch änderte es nichts in dem liebreichen Betragen meines Freundes.

Eines Abends saß ich Genesender am offenen Fenster. Es war vielleicht das erste Mal, daß ich lange außer dem Bette bleiben durfte. Ueber eine Menge Häuser hinweg sah ich das Meer, herrlich glänzend vom schrägen Strahl der sinkenden Sonne. Eine balsamische, milde Lust wehte mich an, und schien mich zu durchwehen, wie neues Leben. Ich war überaus weich gestimmt, wehmüthig-freudig. Meine Wärterin, die zufällig etwas länger als gewöhnlich mit ihrem Strickstrumpfe auch am Fenster saß, hatte einen entschiedenen Widerwillen gegen alles anhaltende Schweigen.

Sie unterbrach daher die wohlthätige Stille, und sprach: Weißt Du wohl, warum ich Dir so gut bin, und mir so viele Mühe mit Deiner Pflege gebe? Alles Dankbarkeit, mein Söhnchen! Ich habe ein dankbares Herz, und Dankbarkeit ist die erste Tugend des Menschen. Du weißt es nicht, darum erzähle ich's Dir: Du allein bist Ursache, daß ich in dieß große, reiche Haus gekommen bin, und dadurch bin ich nun wohlhabend für mein ganzes Leben. Du bist erst wenige Tage hier gewesen, als die Frau vom Hause, Mißreß Kraft, die das Klima nicht vertragen kann, nach England abreisete, und die Beschließerin mitnahm. Da hat nun Herr Müller nicht eher geruht, bis er eine Deutsche auffand, die als Beschließerin angestellt wurde. Die bin ich, und bey meinem Kontrakte ist mir streng

vorgeschrieben worden, Dich zu warten und zu pflegen, und jeden Augenblick, den ich abmüßigen könne, bey Dir zuzubringen. Dazu sind mir auch vorläufig viele Geschäfte im Hause noch nicht aufgelegt worden, die ich erst bekommen werde, wenn Du ganz gesund seyn und mich nicht mehr brauchen wirst. —

Run begann die gesprächige Frau sich weilläufig über Müllers Vortrefflichkeit auszulassen; wie er ein junger Mann, und doch schon Buchhalter sey, und das unbedingte Vertrauen des Patrons besitze; wie er besonders mir ein Wohlthäter ohne Gleichen geworden sey, mir, der ich ein ganz fremder, unbedeutender, so gut als ausgegebener Junge im Krankenhause gewesen, an den er unglaublich viel Mühe und Geld, aus purem guten Herzen gewendet, ihm durch den berühmtesten Arzt in ganz Bombay das Leben retten lassen, und das alles ohne auch nur die geringste Vergeltung je hoffen zu können, noch zu wollen. Dann fragte sie mich nach dem Manne, der mich, von dem dänischen Schiffe aus, ins Krankenhaus gegeben, und da ich ihr keine Auskunft geben konnte, entfernte sie sich, um ihren Geschäften nachzugehen, und versprach, bald wieder zu kommen.

Ich war aber über alles, was mir die Frau gesagt hatte, in tiefes Nachdenken versunken. Sie hatte, ohne es zu wissen, den ersten Keim der Dankbarkeit und schwärmerischer Liebe zur Wohlthätigkeit tief in meine junge Seele eingesenkt. Alles, was ich darüber dachte und empfand, war ein dunkles, verworrenes Chaos;

aber hell und strahlend aus dem Dunkel erhoben sich mir die Gestalten meines ersten Wohlthäters vom dänischen Schiffe, meines Freundes Müller, und an dessen Hand, des Leben rettenden Arztes.

Ich war im höchsten Grade bewegt, und wußte meine Thränen nicht zu mäßigen, da die Körperschwäche mich so gar reizbar und weich machte. Da fiel mir zum ersten Mal, seit meiner Entfernung aus dem väterlichen Hause, meine Mutter ein. Ich weinte noch heftiger; aber ich erinnerte mich zugleich der, mir damals ganz unverständlichen, Morgengebete. Ich faltete sogleich meine zitternden Hände, sah zum purpurnen Abendhimmel hinauf, und versuchte zu beten. Ach! ich wußte ja nicht, zu wem ich beten wollte! Was aber auch meine bebenden Lippen gestammelt haben mögen; in tiefster Seele lag mir die volle Inbrunst des Gebetes, und ich fühlte mich bald, wunderbarer Weise, wohlthätig beruhigt.

Ich lächelte wieder aufs Meer hinaus. Mechanisch, und kaum mir dessen bewußt, sang ich wieder mein Lied vor mich hin; aber zum ersten Mal hatte ich selbst ein Ohr dafür. Die Worte fielen mir auf; ich suchte mir ihre Bedeutung klar zu machen. Um mich her die Menschen sind alle meine Brüder; dabey dachte ich an meine Wohlthäter, und jubelnd rief ich aus: Einen Vater haben wir, Einen Schöpfer Alle. Ich verstand mein Lied nicht, und doch wurde es mir jetzt erst unbeschreiblich lieb. Ich fühlte, daß es mir ein unschätzbares Gut sey, und begriff das selbst nicht. Aber aus diesen dun-

kein Gefühl senkte sich etwas Unnennbares tief in meine Seele, das mir auch nachher nie klar geworden ist, das mir aber diesen Abend die Dankbarkeit und die Wohlthätigkeit eben so unvergeßlich von der Stunde an machte, als es mich mit der innigsten Liebe für meinen Wohlthäter besetzte. Diese Empfindungen knüpften sich aber zugleich so fest an die Worte und an die Melodie meines Liedes, daß ich es seitdem nie singen konnte, ohne daß sich nicht auch jene Empfindungen mit aller Lebhaftigkeit, die sie an diesem Abend hatten, bey mir einstellten, und ich singe seitdem mein Lied mehrere Male an jedem Tage meines Lebens, wenn auch nur in Gedanken.

Die Langeweile und der Thätigkeitstrieb der Jugend bewog mich bald, mich nach Beschäftigung umzusehen. So lernte ich zuerst von der Beschließerin Strümpfe stricken. Dann brachte sie mir alles, was zum Flechten von Körben und Matten erforderlich ist, und ich arbeitete daran mit Eifer und Heiterkeit. — Müller besuchte mich wohl zwanzig Mal an jedem Tage, aber immer nur auf wenige Augenblicke. Er war immer so liebreich, so munter dabey, scherzte auf eine so sanfte und angenehme Weise, forschte mit so liebevoller Sorgfalt nach Allem, was ich bedürfen könnte, kam allen meinen Bedürfnissen mit so viel Güte entgegen, und hatte immer mit lächelnder Lippe so viel Heiteres mitzutheilen, daß ihm mein Herz entgegen klopfte, sobald mein Ohr nur seinen Fußtritt vernahm, oder mein Auge seine Gestalt aus der Ferne erblickte.

Aber er war auch von einer Beweglichkeit des Geistes, des Körpers, ja aller Gliedmaßen, dergleichen mir nie an einem andern Menschen vorgekommen ist. Bey eifriger Ausdauer im Geschäft, indem er mit unüberwindlicher Beharrlichkeit ein und dasselbe unfehlbar bis zu Ende führte, mußte er doch immer noch eine Menge anderer zugleich betreiben, und war nur in dem Maße glücklich und zufrieden, als er seine Aufmerksamkeit in's Unendliche theilen, seine Sorgfalt möglichst weit ausbreiten, und die seltene Kunst, die er in hohem Grade besaß, recht Vieles zugleich mit dem besten Erfolge zu betreiben, üben konnte. Er hatte dabey eine außerordentliche Aufmerksamkeit für alles, was in seinen Gesichtskreis fiel; seinem geübten Auge, seinen beweglichen und regen Sinnen überhaupt, seiner schnellen Prüfung, seiner Theilnahme entging nichts. Aber es war schwer, seine Aufmerksamkeit bey einem Gegenstande fest zu halten; noch schwieriger, ein Gespräch mit ihm zu leiten. Man bedurfte schon der angestrengtesten Aufmerksamkeit, seiner geläufigen Zunge mit dem Ohre zu folgen, und es war kein Leichtes, eine etwas ausführliche Antwort auf seine schnellen Fragen anzubringen. — So hatte ich denn auch nur immer auf seine Fragen zu antworten gehabt, denn meinen kleinen Anliegen oder Bitten war seine Sorgfalt immer zuvorgekommen. —

Es entging ihm daher auch mein Thätigkeitstrieb nicht; und um zu wissen, womit ich beschäftigt werden könnte, that er eine Menge schnelle Fragen hinter einan-

der, und ohne daß ich anders als mit Schweigen oder mit Nein zu antworten Zeit gehabt hatte, wußte er in weniger als zwey Minuten, daß ich durchaus unwissend sey. Dem wollen wir bald abhelfen, sprach er, wenn Du nur selbst Lust hast, etwas zu lernen. Er holte eilig Schreibzeug herbey, schnitt in größter Geschwindigkeit eine Feder, schrieb das Alphabet kleiner Buchstaben in englischer Schrift groß auf einen saubern Bogen, zeigte mir, wie ich die Feder eintunken, absprühen, halten und führen solle, und hieß mich die Buchstaben nachmalen; er werde bald wieder kommen und nachsehen. —

Ich machte große Augen zu dem allen, und konnte nicht begreifen, was es sey. Der Reiz der Neuheit spornte mich aber zu wiederholten Versuchen an, die alle mißlangen, wie man leicht denken kann. Als Müller wieder kam, schüttelte er den Kopf, nahm einen andern Bogen, schrieb eine lange Zeile m und n darauf, unterwies mich nochmals, führte mir selbst die Hand, daß so eine ganze Zeile zu Stande kam, schärfte die Feder, und hieß mich fortfahren, bis er wieder käme. —

So ging es Tag vor Tag ununterbrochen fort, mit einer Geduld und Nachsicht, und mit einer Ausdauer in liebreichen Ermunterungen von Seiten meines Freundes, die mir jetzt noch unglaublich vorkommt. Eine große Ermunterung für mich lag in seiner Erzählung alles dessen, was mit der Schreibkunst auszurichten, daß sie die einzige Möglichkeit der Mittheilung in die Ferne,

und was wiederum hierdurch zu bewerkstelligen sey. Der größte Sporn zum angestrengtesten Fleiße blieb mir aber immer meines Lehrers eigene, immer liebreich ausgedrückte, Theilnahme an meinen Fortschritten oder Fehlern. Denn ich erkannte hierin das einzige Mittel, ihm meine glühende Dankbarkeit und zärtliche Liebe zu erkennen zu geben. Ich arbeitete also mit rastlosem Eifer, und machte daher ungewöhnliche Fortschritte, da Müllers Beyfall mich täglich beglückte, mehr als sich's mit Worten ausdrücken läßt.

Als ich endlich leidlich deutsch und englisch schreiben konnte, hatte ich auch, ohne es zu wissen, und ohne ein gedrucktes Buch gesehen zu haben, lesen gelernt. Denn wie ich einen Buchstaben schreiben lernte, lernte ich ihn auch aussprechen, und so ging es mit den Sylben, so mit den Worten. —

Der erste Gebrauch, den ich von meiner erworbenen Kunstfertigkeit machte, war der, daß ich heimlich mein Lied, so gut es gehen wollte, und so sauber als ich's nur immer zu Stande zu bringen vermochte, aufschrieb, und an einem schönen Morgen meinen Freund damit überraschte. Mit lebhafter Rührung schloß er mich in seine Arme, und schwieg einige Augenblicke. Dieser Moment ist mir einer der unvergeßlichen meines Lebens. —

Von nun an ward meine Zeit genau eingetheilt. Von einem jungen Manne, der nicht viel mehr wußte, als er mich lehren sollte, lernte ich ganz mechanisch Sprachen; Deutsch, Englisch und Französisch nämlich,

und Rechnen. Doch geschah dieß nur unter Müller's ganz specieller Aufsicht und Anordnung. Zu bestimmten Stunden des Tages ließ er mir Unterricht geben, in allen denen aber, wo er Geschäfte außer dem Hause machte, war ich sein steter Begleiter. In den Abendstunden war ich unermüdet in eigener Übung meiner Unterrichts-Gegenstände, bis sich das Bedürfnis, auch von andern Dingen, die in das Gebiet meiner Erfahrungen kamen, Kenntniß zu bekommen, immer dringender einstellte. Da gab mir Müller Bücher, in denen die Gegenstände meiner Wißbegierde abgehandelt waren, ohne ängstliche Wahl in die Hände. Diese verschlang ich mit Ungeduld, wozu nach und nach die Abendstunden ausschließlich angewendet wurden. —

So mangelhaft nun auch diese Anleitung war, so wurde mir doch Alles mächtig anziehend, alles, was mich umgab, was es auch seyn mochte. Welche Welt ging vor meinen Sinnen auf! wie bunt und unendlich! Sie war freylich ein Chaos, aber es verging gewiß keine Viertelstunde, die mir nicht irgend etwas in diesem Chaos klar und deutlich machte. Mein Gedächtnis war das beste, und so wurde ich das, was ich werden konnte, ungleich schneller, als dieß sonst zu geschehen pflegt. Auch fehlte es mir an mancherley Körperübungen gar nicht. Ich erinnere mich noch deutlich meiner großen Freude und Müller's staunender Ueberraschung, als ich zum ersten Mal auf ein Schiff im Hafen kam, wie eine Ake an den Strickleitern hinauf kletterte, mich im Mast-

korbe umfah, mit Luß mich auf den Rahen erging und allerley gefährliche Dinge unternahm. Seitdem bekam ich täglich Gelegenheit zu den mannichfaltigsten körperlichen Übungen, in denen ich es bald zu einer ausgezeichneten Gewandtheit brachte.

Eines Morgens stürzte die Beschließerin jammernd und wehklagend in mein Zimmer: Man wolle sie, eines unbedeutenden Verschens wegen, aus dem Hause treiben, rief sie: ich möchte doch Herrn Müller bitten, ihr dieß Mal nachzusehen; es solle dergleichen nie wieder vorkommen, wenn man sie nur behielte. Ihr Jammer drückte sich auch meinem weichen Gefühle, vielleicht mit noch größerer Lebhaftigkeit, ein, und so lief ich nach Müller's Zimmer. Er war abwesend. Ich wollte ihm nachlaufen, wußte aber nicht, wo er zu finden sey. Da kam mir plötzlich der Gedanke, Herrn Kraft selbst mein Anliegen vorzulegen. Ich ließ ihn um Gehör bitten, und wurde vorgelassen. —

Ich hatte Herrn Kraft nur selten gesehen, und nie selbst gesprochen. Er war ein sehr langer, schöner und wohlgewachsener Mann, mit gebogener Nase, wenig Haar, blond. Er war immer sehr einfach, aber mit großer Sorgfalt und Sauberkeit gekleidet. Er sprach wenig, aber immer mit Bedeutung, sehr gebieterisch, aber nie rauh oder hart. Er war weder kalt noch untheilnehmend, schien es aber immer. Eine ganz eigene Art Stolz, die er in hohem Grade besaß, war mit einer reinen Anerkennung des Verdienstes Anderer, wo es sich

auch finden mochte, gemischt, doch sprach er sie nie in Worten aus, so wie er überhaupt nie lobte, nie tadelte, sondern Beyfall und Mißfallen nur durch Betragen und Handlungen verrieth.

Sein ganzes Wesen hatte etwas Edles, schien aber mehr angenommen, als natürlich. Er war ganz Kaufmann, hatte eine Art ungeduldigen Verlangens nach England zurück zu kehren, wollte dieß aber nicht eher, als bis er seine Reichthümer zu einer gewissen festgesetzten Summe gesteigert haben würde, um damit in seinem Vaterlande nach seinen Wünschen und auf seine Weise auftreten zu können. Zugleich aber lebte er hier schon einstweilen mit großem Aufwande, und verschleuderte die größten Summen für Pferde, Geschirr von Silber und Gold u. s. w., was mir, der ich bereits zu denken angefangen hatte, wie ein Rechnungsfehler vorkam. —

Er stand vor seinem Pulte und schrieb, als ich eintrat, legte seine Feder hin, wendete sich nach mir um, stützte sich mit dem Arm auf's Pult und sah mich schweigend an. Lebhaft bewegt schilderte ich ihm die Sorgfalt der Beschließerin, mit der sie mich gepflegt hatte, meine Pein, sie unglücklich zu sehen, und bat ihn, mit hervorbrechenden Thränen, sie im Hause zu behalten. —

Das geht nicht! sagte er kalt: das ist eine abgemachte Sache! — Er schwieg wieder, und ich sah ihn mit großen Augen verwundert an. Diese Antwort war mir unerwartet, das ganze Benehmen fremd und auffallend;

fallend; meine Gedanken und meine ganze Aufmerksamkeit bekamen eine andere Richtung.

Ohne die geringste Veränderung in Ton und Stellung fuhr er nach einer kurzen Pause fort: Ich höre vom Herrn Müller, daß Du fleißig, aufmerksam, gewandt und zuverlässig, und nicht ohne Kenntnisse bist. Im Hospitale habe ich Dich frey gemacht, und Deine fünf Hundert Dukaten auf Renten genommen. Das ist Dein Eigenthum. Was willst Du nun beginnen? — Das Geld will ich der Beschließerin geben, rief ich lebhaft aus, und eine wohlthätige Wärme durchströmte meinen ganzen Körper. — Davon spreche ich nicht, erwiderte er, indem meine Naivität seinen Mund einen Augenblick in ein kaum merkliches Lächeln zog; Du bist ein freyer Mensch, und mußt doch irgend etwas in der Welt thun, erlangen und werden wollen. Willst Du die Handlung erlernen, so hast Du in meinem Hause die beste Gelegenheit. Willst Du etwas Anderes, so sprich bey Seiten, damit man Dir rathen und helfen könne. — Ich will bey Müller bleiben, und ihm in Allem helfen, so viel ich kann. — So sprich mit ihm. — Hierauf ergriff der Baronische wieder seine Feder, und ich schlich mich fort.

Meinem geliebten Müller erzählte ich gleich, da ich ihn auf seinem Zimmer fand, meine Unterredung mit dem Patron, und bat ihn dringend, mir die fünf Hundert Dukaten auszahlen zu lassen, die ich meiner Absicht gemäß anwenden wollte. — Du bist ein guter Junge,

sagte er, aber ein schlechter Kaufmann, selbst im Debit der Dankbarkeit und Wohlthätigkeit.

Was ist Dankbarkeit und Wohlthätigkeit? fragte ich; aber er antwortete darauf nicht, denn Definitionen waren nicht seine Sache. Er unterrichtete mich vielmehr ganz praktisch, wie es damit zu halten sey, indem er erzählte, wie er in dieser Hinsicht zu thun pflege. Befriedigen konnte mich das nun zwar keinesweges; denn was ich als eine unschätzbare Wohlthat verehrte, z. B. die Sorgfalt der Beschließerin für mich, das schlug er sehr gering an, und zwar nach barem Gelde, nicht höher, als wofür man hier eine Krankenwärterin miethen könnte. Die Summe aber, die ich ihr geben wollte, schien mir überaus geringfügig, weil ich gar keine Mühe bey dieser Spende hatte. Mein Freund dagegen bewies mir, wie hoch diese Summe, in klugen Händen, nach bestimmter Frist gesteigert werden könne, wie ich nach so viel Jahren thätiger Arbeitsamkeit ein reicher Mann werden müsse, der in jedem Jahre fünf Hundert Dukaten, oder doppelt so viel, unter mehrere Dürftige vertheilen und viele Familien glücklich machen könne. Ferner, daß ich bisher auf Kosten Anderer lebe, ohne es erschen zu können; daß ich ein freyer, selbstständiger Mann werden müsse, auf dessen Kosten nun auch Andere leben könnten; dieß aber nur durch zweckmäßige Thätigkeit und Erwerb geschehen könne; kurz, er machte mich in dieser Unterredung ganz und gar zum Kaufmann, was ihm besonders durch das Argument gelang: Irgend etwas mußt Du doch haben,

um damit anzufangen; wenn Du aber jetzt Alles weggiebst, so hast Du nichts. —

Wey alle dem fragte ich aber doch ganz kleinlaut: Was wird denn aber aus der armen Beschließerin? — Die Frau taugt nichts, erhielt ich zur Antwort; sie geht nur darauf aus, viel Geld zu sammeln, und bedient sich dazu sehr unerlaubter Mittel; sie stiehlt. Sie hat sich schon manche Veruntreuung zu Schulden kommen lassen, verdient daher viel härtere Strafe, und muß froh seyn, daß sie nur den Dienst verliert. — Diese Entdeckung schmerzte mich tief. Mitleiden und Dankbarkeit einer Seits, Abscheu vor dem Diebstahl anderer Seits, brachten mich in eine Verwirrung, aus der ich keinen Ausweg sah.

Nach einigem Besinnen sagte ich: sie weiß wohl nicht, wie abscheulich das Stehlen ist, hat einen Handel anlegen wollen, und nichts zum Anfange gehabt. — — Wie schlecht das Stehlen ist, weiß sie sehr gut, antwortete er mir: aber sie will in ihr Vaterland zurückkehren, und viel Geld aus Ostindien mitnehmen. — Captain Harris segelt ja morgen nach Europa ab, kann sie nicht auf sein Schiff verdungen werden? — Freylich wohl! aber wir können ihr doch nicht Vorschub thun, für sie zahlen, und dadurch stillschweigend den Diebstahl begünstigen. — Aber ich, ich! rief ich entzückt aus. So gleich rannte ich fort zum Captain Harris, machte die Sache mit ihm aus, überraschte mit der Nachricht die Beschließerin, die jedoch nichts weniger als dankbar schien,

was mich sehr niederschlug, und bat den Freund Müller um Geld.

Er zahlte mir die Renten aus, die meine fünf Hundert Dukaten bisher getragen hatten; sie betrugen so viel, als die Reise kosten sollte. Ich trug die ganze Summe zu meiner Wärterin, und schüttete sie ihr in den Schoß. Der Glanz des Goldes erheiterte sie ungemein; sie machte bald Anstalten zur Abreise, und am folgenden Morgen führte ich sie an Bord. Sie war bey'm Abschiede gerührt auf ihre Weise, nahm mich allein, und flüsterte mir ins Ohr: Ich bin nicht so mittellos, als man glaubt; ich habe ein rundes und artiges Sümmlen zusammen gebracht, und bin ganz froh, nach Deutschland zu kommen. In Eurem Hause wäre doch nichts zu verdienen gewesen. Das kannst Du nur den Herren Kraft und Müller sagen.

Diese Beyden trennten sich aber einige Zeit später. Herr Kraft hatte so viel Geld zusammen gehäuft, und so viel Gesundheit und Kräfte zugesetzt, daß er seinem Lebensplane nach endlich nach Europa zurückkehrte. Müller hatte bey ihm, auch für seine eigene Rechnung, vor treffliche Geschäfte gemacht, war aber zugleich dem Patron von so außerordentlich großem Nutzen gewesen, daß dieser noch zuletzt etwas Außerordentliches für ihn thun zu müssen glaubte. Er machte ihm ein Geschenk mit seinem großen, schönen, sehr bequem eingerichteten Hause, sammt allem Hausrath, Ställen, Pferden und Fuhrwerk, und überließ ihm, für die eigene Handlung, die

alte, Vertrauen genießende Firma, mit allen Handelsverbindungen.

Nicht aus Geiz, vielmehr aus Geschmac an einer sehr einfachen Lebensweise, schränkte sich Müller, nach der Abreise des bisherigen Patrons, auf nicht viel mehr als das Nothwendige ein, behielt nur einige Reitsperde, veräußerte alles Prunkhafte an kostbarem Hausrath, Fuhrwerk u. s. w., entließ den größten Theil der zahlreichen Dienerschaft, vergrößerte und verbesserte dagegen aber den Garten, der ihm von jeher viel Vergnügen gemacht hatte. Mich machte er zum zweyten Buchhalter seiner großen Handlung.

Unter seiner fortgesetzten Leitung fing ich auch nach und nach an, ein wirklicher Buchhalter zu werden, da ich auch theoretisch aus den besten europäischen Büchern die Handlungswissenschaft eifrig studirte. Er hielt mich demnächst ernstlich an, auch für mich selbst Handelsgeschäfte zu machen, und gab mir unaufgefordert Gelegenheit, an jeder seiner Speculationen Antheil zu nehmen, und eigene zu machen, die er mir allein überließ. So lebten wir, im Genuße eines engen Freundschaftsbandes, thätig und zufrieden, nach dem Sprichworte, daß Müller immer im Munde führte: Bete und arbeite, so wird dich Gott segnen.

Herr Kraft war während seines vieljährigen Aufenthaltes in Indien kränklich geworden, wie dieß den meisten Europäern zu widerfahren pflegt, die die Ursache davon dem Clima zuschreiben, das sie ungesund nennen,

die wahre Ursache aber, die nachtheilige Lebensweise, zu der sich fast alle verleiten lassen, nicht anerkennen wollen, um die eingebildeten, oder doch sehr vergänglichen, Annehmlichkeiten derselben nicht aufzuopfern. In Europa gewohnt, sich allen sogenannten Lebensgenüssen zu ergeben, die sie sich nur immer verschaffen können, bringen sie diese Gewohnheit auch nach Indien, wo sie nur die Reichthümer suchen, die ihnen in ausschweifendem Maße jenes genußreiche Leben verschaffen sollen, womit sie hier sogleich, wenn ihnen jene zusießen, den Anfang machen.

Herr Kraft lebte denn auch in diesem Sinne. Er stand früh mit der Sonne auf, was in Tropenländern bekanntlich fast regelmäßig um sechs Uhr ist, und machte seinen täglichen Spazierritt am Strande, von dem er zwischen sieben und acht Uhr zum ersten Frühstück zurückkehrte, das nächst Thee oder Kaffee noch kalte Küche und mehrere substantielle Speisen enthielt. Sodann arbeitete er drey bis vier Stunden ununterbrochen; das war sein Tagewerk. Um ein Uhr versammelt man sich zum sogenannten Tiffin, eine Mahlzeit der solidesten Art, von Schinken und kaltem gebratenen Geflügel, einer Menge geräucherten Sachen, Beefsteak, gebackenen Fischen, allerley Pasteten, den stärksten Liqueurs, Ale und Porter, Bordeauxweinen, Dry Madera u. s. w., was alles die Europäer mit der größten Unmäßigkeit genießen, ein Paar Stunden dabey verweilen, eben so lange danach schlafen, und sodann, gegen und nach Sonnen-Untergang, auf Spazierfahrten und unter leeren

Gesprächen, den so übersüllten Körper der freyen Luft aussetzen, um ihn zu neuen Kämpfen gegen die Böllerey zu stärken. Denn um acht Uhr versammelt man sich erst, besonders dazu umgekleidet, zu der eigentlichen Hauptmahlzeit, bey der noch sehr viel mehr und mannichfaltiger gegessen und getrunken wird. Den Tafel freuden folgen andere gesellschaftliche, besonders solche, die zerstörend auf Leib und Seele wirken, bis um Mitternacht Jeder, mehr als von der schwersten Arbeit erschöpft, sein Lager sucht. Frühzeitiger Marasmus ist fast unfehlbar die Folge dieser Lebensweise, und würde es in jedem Klima seyn.

Meinem Freunde Müller war von Jugend auf ungewöhnliche Mäßigkeit zur andern Natur geworden; daneben hatte er in den verschiedenen Ländern Europens immer den Grundsatz befolgt, sich der Lebensweise der Eingebornen, die immer dem Klima und den Verhältnissen angemessen ist, in der seinigen möglichst zu nähern. Diese Gewohnheiten kamen ihm doppelt zu Statten in tropischen Ländern, wo das Klima Mäßigkeit und einige Aufmerksamkeit fordert.

So machte er am frühen Morgen zwar auch seinen Spazierritt, wußte aber bey dieser Gelegenheit immer einige Geschäfte abzumachen. Sein Frühstück war Kaffee oder Thee mit etwas leichtem Backn. l., worauf seine Arbeitsstunden folgten. Beym Tiffin genoß er nur die leichtern Speisen mäßig, und trank dazu, in der kühlern Jahreszeit eine halbe, in der heißern eine ganze Flasche

seinen Bordeauxwein. Daraus spielte er ein Paar Partien Billard, und arbeitete auf seinem Zimmer bis nach fünf Uhr, wo er wieder zu Pferde stieg, eine Menge Geschäfte in der Stadt und am Hasen besorgte, am Strande einen Spazierritt machte, etwa um 8 Uhr, gewöhnlich auf der Esplanade oder in seinem Garten, sich eine leichte Speise, etwas Reis oder dergleichen, bereiten ließ, und ein kühlendes Getränk genoß, wobei er Schach spielte. Um zehn Uhr warf er noch einen Blick in seine Bücher, ordnete seine Arbeiten für den folgenden Tag, und ging zu Bett.

Den Sonntag brachte er eben so einsörmig zu, nur daß er nie Geschäfte machte, als im seltenen Nothfall. Früh ging er in die Kirche. Der übrige Tag ward genau wie ein Wochentag zugebracht, aber die sieben oder acht Arbeitsstunden waren am Sonntage der Lesung classischer oder wissenschaftlicher Werke gewidmet.

Einige Wochen der gesündesten Jahreszeit brachte er in jedem Jahre auf Reisen zu. Jedes Mal besuchte er eine andere Gegend, lernte sie ausß genaueste kennen, knüpfte unter Eingebornen neue Verbindungen an, und unterrichtete sich auf mannichfaltige Weise. Er entfernte auf solchen Reisen alles von sich, was ihn an seine gewohnten Beschäftigungen erinnerte, und nahm nur zwey Bücher mit, ein naturhistorisches Werk, und ein Buch mit weißen Blättern, das er immer mit reichen Bemerkungen und mit anziehenden Umrissen von Landschaften, Thieren, Pflanzen und Menschen angefüllt zurückbrachte.

So war er, obgleich dem Ansehen nach von schwächlichem Körperbau, immer gesund an Leib und Seele, immer heiter und thätig, und hielt das Klima für eins der gesündesten auf dem Erdballe.

Nicht Jedem würde diese Existenz genügt haben. Es giebt unstreitig geistreichere, höher gebildete, genialere, tiefdenkendere Männer, als mein Freund Müller es war; aber gewiß hat es nie einen bessern, redlichern, wahrhaft gefühlvollern und einfach verständigern Mann gegeben, als er es war. Auch er gedachte Reichthümer zu erwerben, denn er war ein Kaufmann. Er wollte diese aber nicht besitzen, um ein schwelgerisches Leben führen zu können; sie sollten ihm die goldene Unabhängigkeit verschaffen, in der er das Glück seines Lebens, eine schöne häusliche Existenz auf einem schönen Fleck der Erde, nach freyester Wahl, am sichersten zu finden glaubte. Er war erst acht und zwanzig Jahre alt.

Ein Paar Jahre nach Herrn Kraft's Abreise beschloß Müller seine gewöhnliche jährliche Erholungsreise weiter auszudehnen, als es bisher geschehen war. Eine alte Vermuthung, sagte er mir, ist mir vor einiger Zeit zur Gewißheit geworden. Mehrere große Handlungshäuser der Hindu, Parsen und Armenier in Bombay haben nur einen gemeinschaftlichen Eigenthümer, der noch andere Handlungshäuser in andern Städten Ostindiens hat, in allen aber immer abwesend ist, und die Geschäfte durch ganz vorzüglich geschickte und zuverlässige Agenten und

Factoren betreiben läßt, von denen immer Einer für den Eigenthümer des Hauses gilt, dem er vorsteht, so daß jedes Haus eine eigene Firma, keins aber den Namen des wahren Eigenthümers führt. Dieser muß also ein Mann von unermesslichen Reichthümern und zugleich von einem ganz eigenen Charakter seyn, da man nie etwas von ihm hört. Er kann aber auch politische Plane oder geheimen politischen Einfluß haben, der durch so große Reichthümer leicht zu erlangen ist. Auf jeden Fall muß es in einem oder andern Sinne höchst wichtig seyn, diesen Mann kennen zu lernen.

Als ich über die Existenz eines solchen Mannes durch zufällige Aufschlüsse Gewißheit erhalten zu haben glaubte, wendete ich mich an einen alten Parsen, mit dem ich seit Jahren in Handelsverbindungen und freundschaftlichem Umgange stehe, der mich also sehr genau kennt, und der einem jener Handlungshäuser des Unbekannten vorsteht. Er konnte die Wahrheit meiner Muthmaßung nicht absegnen, wollte mir aber den Namen und Aufenthaltsort des eigentlichen Eigenthümers seines Hauses nicht nennen. Endlich erlangte ich so viel von ihm, daß er mir versprach, den Unbekannten in meinem Namen um die Erlaubniß zu bitten, ihn besuchen zu dürfen. Dieser hat mein Gesuch sehr freundlich aufgenommen, und mir ein Haus in Tatta am Indus nennen lassen, wo ich das Weitere erfahren soll. Aus der Zeit, die bis zur Antwort verflossen ist, schließe ich, daß der Aufenthaltsort des Mannes, den ich besuchen will, noch

sehr weit von Tatta entfernt seyn muß; ich mache mich also auf eine weite Reise gefaßt.

Die Witterung war überaus günstig. Wir traten schon im Februar die Reise an, in der Hoffnung, sie vielleicht vor Ende Aprils zu beendigen, wo es schon sehr heiß zu seyn pflegt. Wir schifften uns auf einem Ostindiensfahrer ein, der an der persischen Küste anzulegen hatte, trafen nach einer kurzen Fahrt wohlbehalten an den Mündungen des Indus ein, und erfragten dort einige kleine Fahrzeuge, die uns mit unserm geringen Gepäck und sehr zahlreichem Gefolge vollends den Strom hinauf, nach Tatta führten.

Diese kurze Seereise wurde mir in mehr als einer Hinsicht merkwürdig. Es war die erste seit meiner Kindheit, und diese lag wie ein trüber Nebel, voll Schreckensgestalten, in weiter Ferne hinter mir. Alte Erinnerungen drängten sich zu einem verworrenen Bilde in meiner Phantasie zusammen. Mein unbekannter Retter stand in fabelhafter Größe und Wohlthätigkeit vor meiner Seele. Eine nie gefühlte Sehnsucht nach einer Heimath, nach den unbekannten Pflegern meiner Kindheit, erfüllte mich. Mehr als ein Mal an jedem Tage brachten stille Thränen meine Wehmuth zum Ausbruche, wenn ich mein Lied vor mich hinsang. Zu andern Stunden wieder trat ich mit Lust in die Reihen des Schiffsvolks, theilte ihre Arbeiten, und ersieg lebhaft Mästen und Rufen, denn die, zuweilen auch im Hafen von Bombay

geübte, Geschicklichkeit in diesem Dienste war mir aus jener alten Zeit geblieben.

Ein anderer Gegenstand lebhafter Theilnahme, und doch auch der Unruhe und Wehmuth, waren mir die, zum Theil feyerlichen, Morgen- und Abend-Gebete des Schiffsvolkes und unsers Gefolges, Menschen von zehn bis zwölf verschiedenen Religionen. Jeder glaubte Gott zu dienen. Jeder drückte seinen Dank und seine Bitten auf seine eigene Weise aus. Jeder war in seiner Religion unterwiesen. Jeder knüpfte daran den Begriff seines irdischen und ewigen Daseyns, seiner Kasse, oder seiner ihm enger Angehörigen, einer Welt süßer Gemeinschaft in den heiligsten Hoffnungen und Wünschen. Ich allein fühlte mich vereinzelt, von Allen ausgeschlossen. Wenn sich die Gruppen der Betenden sammelten, hielt ich mich freylich wohl an meinen Freund und Wohlthäter; immer aber war mir doch, als dulde er mich nur aus Liebe und Gutmüthigkeit; denn ich wußte, daß ich mich nicht mit Recht zu ihm zu gesellen fordern konnte. Warum mußten sich denn aber auch die Menschen vor Gott so absondern? „Einen Vater haben wir, Einen Schöpfer Alle!“ So sang ich in solchen Stunden mein Lied leise vor mich hin, aber mit tiefer Wehmuth, nicht mit der freudigen Zuversicht, wie in der Einsamkeit, wenn sich mein Herz in namenlosem Dank und reiner Liebe ergoß.

Es hatte nicht fehlen können, daß nicht zwischen Müller und mir dieser Gegenstand öfters zur Sprache

gekommen wäre. In Bombay begleitete ich ihn Sonntags in der Frühe in die Kirche, und bestürmte ihn nachher, in der ersten Zeit, mit meinen Fragen. Er verschob die Beantwortung derselben lange, und ich hatte ihn zuweilen wohl im Verdacht, daß er Zeit brauche, sich darauf zu besinnen. Endlich einmal, in günstiger Stimmung, sprach er ungefähr Folgendes zu mir:

Gott ist ein Geist, allmächtig, allwissend, allgütig. Wir Menschen können dem Allmächtigen nicht dienen. Der Allwissende kennt die geheimsten unserer Gedanken; für ihn beten wir also nicht. Wir beten nur für uns selbst, zur Erleichterung unserer Herzen. Daß hat der Allgütige gern, denn er liebt seine Geschöpfe, die Menschen, hat Nachsicht und Langmuth mit ihnen, auch wenn sie sündigen, und lohnt ihre Tugenden dadurch, daß er ihnen Gelegenheit giebt, noch tugendhafter zu werden. Ihre Bitten gewährt er ihnen aber nur, wenn es ihnen zuträglich ist, was der Allwissende, der auch der Allweise ist, nur allein weiß, die Menschen aber, die nicht in die Zukunft sehen, nie zu erkennen vermögen.

Die Menschen auf Erden haben von allen Dingen, die sie sehen und hören können, sehr verschiedene Vorstellungen; wie sollten ihre Vorstellungen von Gott, einem Geiste, den sie nicht sehen und nicht hören können, nicht um so mehr verschieden seyn! Welche von diesen Vorstellungen die richtigste ist, steht den Menschen am wenigsten zu entscheiden zu, da der Allwissende allein

sich genugsam kennt. So ist es mit den verschiedenen Religionen, die die Menschen, nach ihren verschiedenen Vorstellungen von Gott, verschieden gemacht haben. Auf die mangelhaften Religionen der Menschen, seiner Geschöpfe, sieht Gott nicht; der Allwissende sieht nur auf den Menschen und seine Gesinnung, seine Unschuld und guten Willen.

Dennoch, fuhr mein Freund fort, braucht jeder Mensch eine der vielen bestimmten Religionen, sich zu ihr besonders zu bekennen, wie er ein Vaterland, eine Familie, eine Muttersprache braucht, um die Tugenden und Vorzüge zu erlangen, die aus diesen Verhältnissen entspringen. Das wirst Du, wenn Du älter wirst, schon selbst einsehen lernen. So wie jeder Mensch seine Muttersprache spricht, nach Regeln, die er nicht gemacht hat, sein Vaterland hat und liebt, das er sich nicht ausgewählt hat, so muß er auch die besondere Religion seiner Väter, seiner Angehörigen, bekennen. Das muß er um seiner selbst, das müssen die Menschen um ihrer selbst willen thun, da es ihnen heilsam ist. Gott zu gefallen, thut man das alles nicht; nicht Gott, sich selbst zu gefallen ist man gut und redlich, unschuldig, rein, tugendhaft, gewissenhaft, was man alles auch ohne Vaterland und ohne besondere Religion seyn kann.

Es wäre ein Leichtes, Dich in einer Religion unterrichten und in die Gemeinschaft ihrer Bekenner aufnehmen zu lassen; aber das würde nicht die Religion Deiner Väter und Angehörigen seyn. Wenn ich das begünstigte,

so würde ich mir einst den Vorwurf machen müssen, Dich :
Deinen Religionsverwandten durch Eifersucht entzogen zu haben. Ich werde fortfahren, durch meine Correspondenten in Europa Nachforschungen nach Deiner Herkunft anzustellen; bis uns das gelingt, mußt Du Dich gedulden, mußt fortfahren, ein redlicher Gottesverehrer zu seyn, bis Du weißt, nach welcher Methode es zu seyn, Du geboren wurdest. Da es jedoch sehr wahrscheinlich ist, daß Du aus einem deutschen und christlichen Hause bist, so glaube ich es, auch bey der größten Gewissenhaftigkeit, verantworten zu dürfen, daß Du einzuweisen, neben den Gesetzbüchern anderer Religionen, die Du hier kennen zu lernen die beste Gelegenheit hast, die heilige Schrift der Christen näher und genauer, als alle übrigen, kennen lernest. Am nächsten Sonntage wollen wir damit den Anfang machen.

Am nächsten Sonntage, nach der Kirche, schlug Müller seine Bibel auf, und fing das erste Buch Mose mir vorzulesen an, nach der Uebersetzung des Doctors Martin Luther, wie er sagte. Nach Beendigung des ersten und zweyten Capitels fragte er mich, ob ich alles wohl verstanden hätte? Das hatte ich nun freylich nicht; ich hörte mit Erstaunen zu, aber es verwirrte sich mir alles im Kopfe. Das geht mir nicht viel besser, sagte Müller. Das ist vor mehr als drey tausend Jahren in hebräischer Sprache so gedichtet worden. Damals gab es Vorstellungen und Redensarten, die wir heute nicht mehr verstehen. Was ich darin nicht verstehe, oder nicht als

vernünftig anerkennen kann, das lasse ich dahin gestellt seyn, und denke, es müsse sehr verständig seyn, nur aber, des Alterthums und der Sprache wegen, mir unverständlich. Dabey beruhige ich mich, und ich rathe Dir, es auch so zu thun.

So fuhr er fort, mir das ganze erste Buch vorzulesen, jedoch nicht ohne zahlreiche Unterbrechungen, wo ihn der Gegenstand erwärmte, oder er eine Erklärung nach seiner Art nöthig fand, oder ich ihn um eine solche bat. So erinnere ich mich noch, daß mir die Idee des Opfers auffallend war, die er mir auf seine Weise so erklärte: Der dankbare, aber im Nachdenken ungeübte Mensch hielt das beste seines Besizes so werth, daß er meynete, es müsse auch Gott, den er sich ganz menschlich dachte, Freude an solchem Besiz haben, die er ihm denn auch, zum Dank für die von ihm verliehenen Wohlthaten, machen wollte. Das Mittel, solche Geschenke zu dem Unsichtbaren gelangen zu lassen, wurde aber nicht eher aufgefunden, als bis man auf den wunderlichen Einfall kam, die Gabe zu verbrennen, damit der Rauch davon aufstiege zu der vermeintlichen Wohnung Gottes, der die Gabe dann, in dieser Gestalt, wohlgefällig aufnahm, meynete man. Dieser Aberglaube des Opfers hat sich sehr lange erhalten. Der Undankbare wollte sich aber aus Eigennutz Gott gefällig machen, opferte auch, aber ohne die Gesinnung der Dankbarkeit, die allein dem Allgütigen wohlgefällt, auch ohne Opfer. Das siehst Du denn bildlich vorgestellt an der Geschichte

Geschichte der Brüder Cain und Abel. — Vom alten Testamente wurde mir sonst nur das Hauptsächlichste aus dem Prediger Salomon und dem Buche der Weisheit bekannt gemacht.

Das neue Testament, woraus jedoch die Offenbarung wegsiel, las mir sodann an Sonntagen mein Freund mit eigenem großen Vergnügen vor, erwärmte sich bey dem Leben, den Lehren und Leiden Jesu bis zur lebhaftesten Rührung, hielt sich aber fast ausschließlich an die Sittenlehre der Schrift. Es waren die schönsten und glücklichsten Stunden meines Lebens, und ihre Weihe ward um so weniger gestört, ihr Eindruck um so weniger geschwächt, da Müller alles Wunderbare und mir Unverständliche auf seine Weise beseitigte und mich darüber nach seinem Beispiele zu beruhigen wußte.

Bei Gelegenheit der Wunder z. B. sagte er: Die meisten Wunder Jesu sind Heilungen; ich glaube daher, daß er ein ganz vorzüglicher Arzt gewesen ist, woraus sich seine Heilungen natürlich erklären, da in der Erzählung die Dauer jeder Heilung mit tiefem Schweigen übergangen ist, entweder weil der Erzähler nichts davon wußte, oder, wenn er als Augenzeuge spricht, die Art der ärztlichen Praxis nicht zu dem Zweck seiner Erzählung gehörte. Jesus, der Edelste und Weiseste, der je auf Erden wandelte, war höchst wahrscheinlich auch der Gelehrteste seiner Zeit, mußte besonders, als Arzt, die Kräfte der Natur genauer kennen, als seine Zeitgenossen. Was er mit diesen Kenntnissen Auffallendes ausrichtete,

mußte seinen Jüngern, die vortreffliche Menschen, aber ganz unwissende Fischer und Handwerker waren, und dem unwissenden Volke, das ihn anhörte, Wunder seyn, und von Wundern mußten sie auch in ihren Erzählungen da sprechen, wo ein aufgeklärter und unterrichteter Mann, wie etwa Nicodemus, nichts weniger als Wunder gesehen haben würde. Aber nur von Jenen, nicht von Diesem, sind die Nachrichten, die wir darüber haben. Die Evangelisten sind gewiß die ehrwürdigsten und glaubwürdigsten Autoren, aber auch der Wahrheitsliebendste kann das Vorgefallene nur so berichten, wie er's auf seine Weise gesehen und verstanden hat. —

Einst machte Müller, nach gehöriger Vorbereitung, ein auffallendes Kunststück aus Hallens natürlicher Magie; ich war vor Erstaunen und Verwunderung außer mir, er aber fragte lachend: Du hast doch wohl nicht gar geglaubt, Wunder zu sehen? Hierauf erklärte er mir den Zusammenhang der Sache, die ganz natürlich zugegangen war. Da hierbey aber für mich sehr merkwürdige, nie geahnete, Naturkräfte benützt worden waren, gestand ich ihm, daß die Erklärung mich in noch größeres Erstaunen versetze, als zuvor das Kunststück. So ist's recht! sagte Müller; Du bist auf gutem Wege! fahre fort, Dich zu unterrichten! bald wirst Du mich Wunder lehren. —

Wie er sich's mit allen Wundern leicht und bequem machte, so auch mit der Gottheit Christi. Heißen nicht alle guten und frommen Menschen in der Schrift Kinder

Gottes, im Gegensatz der Kinder der Menschen oder Weltkinder? Was ist also natürlicher, als den erhabenssten und besten aller Menschen vorzugsweise den Sohn Gottes zu nennen? das geliebteste, vorgezogenste Kind Gottes, der Erbe seines Reichs, sein Lieblingssohn, wie man sich's nur allzumenschlich vorstellte. Wie unmittelbar, auf welche Weise der göttliche Gesandte zu seiner wohlthätigen Sendung berufen war, konnte nur er allein wissen, und jede Erklärungsweise von Menschen ist ein thörichter Vorwitz. Das hätte, um der Schwachen, um der Beschränkten willen, freylich deutlicher ausgesprochen werden sollen; denn diese wollten Gott nun wirklich für den leiblichen Vater Jesu, den leiblichen Vatten seiner Mutter gelten lassen, und um diese Widersprüche zu lösen, halfen sie sich mit Wundern. Ihnen ist und war zu allen Zeiten nichts bequemer, als überall Wunder anzunehmen, wo ihr beschränkter Verstand den Zusammenhang oder den Sinn der Worte nicht faßte. Daß aber auch die Verständigen den Aberglauben zuließen, lag in den Umständen der Zeit.

Jesús, der erhabene Weise, konnte nicht die Absicht haben, eine besondere Religion stiften zu wollen, da es der besondern Religionen immer zu viele giebt. Er wollte die Menschen vernünftiger machen und sie erlösen von den schädlichsten Irrthümern. Seine Anhänger aber, die nach ihm seine Lehre predigten, besaßen seine Weisheit nicht in dem Maße, und wußten sich nicht anders bey dem unwissenden Volke, daß eine neue Religion sehen

wollte, zu helfen, als daß sie dieser Vorstellung nachgaben. Unter den vielen bestehenden Religionen hatte aber jede nur dadurch Eingang gefunden, daß sie sich auf die abentheuerlichsten Wunder stützte, und um unter ihnen auch vom Volke, von den Schwachen und Kurzsichtigen in demselben, geachtet zu werden, mußte die neue, die christliche Religionslehre ebenfalls hohe Wunder aufzuweisen haben. Jesus selbst beklagt sich über diese Wundersucht. Seine Schüler haben wahrscheinlich mit Bedauern die Wunder geduldet, um den höchsten Wahrheiten der Lehre Jesu dadurch Eingang zu verschaffen, und von dem Einfluß derselben in spätern Jahren mehr Vernunft und Wahrheitsliebe erwartet.

Eigentlich christlich, im engern Sinne des Wortes, war ich durch diesen Unterricht freylich nicht geworden. Indessen enthielt er doch alles, was mein Gefühl nähren und beleben, meine Vernunft frey erhalten, meinem Verstande eine Richtung geben und mich zum Gottesverehrer machen konnte. Mit gleicher Liebe und Theilnahme wohnte ich jeder Art von Gottesdienst bey, und bedauerte nur, daß Christen, Juden, Mohamedaner, Hindus, Parsen u. s. w. nicht alle einen und denselben gemeinschaftlichen Religionsglauben hatten. In den Kirchen der Christen; in den Pagoden der Hindu; am Meerestrande, wenn die Parsen den Ausgang der Sonne mit Hymnen feyerten; bey den Gebeten der Juden und Mohamedaner, die ich zufällig bemerkte, überall ward ich von demselben Gefühl hingerrissen, überall sang ich

leise vor mich hin mein Lied, nicht ohne jedes Mal lebhaft von seinem Inhalte ergriffen zu werden. Aber hier auf dem Schiffe war es die sorgfältige Absonderung der verschiedenen Religionsbekenner im beschränkten Raume, die mir so wehe that und das Herz beklemmte. Hier fühlte ich zum ersten Mal, daß mein liebes Lied Widerspruch erfuhr. Dazu kam die lebhafteste Erinnerung an meine traurige Jugend, die heiße Sehnsucht, diejenigen kennen zu lernen, denen ich das Daseyn, denen ich mein Lied verdankte, die mich mehr als Andere lieben mußten, die mit mir beten, zu mir gehören, in nichts von mir und meiner Gottesliebe sich unterscheiden könnten.

Als wir uns Tatta näherten, begegnete uns ein Zug Männer in mancherley asiatischen Trachten. An ihrer Spitze zeichnete sich ein sehr schöner Mann aus, der mit der Würde des Alters die Kraft und Fülle der Jugend, besonders aber ihre Wohlgestalt, vereinigte. Alles, was die Hindu auszeichnet, der schlanke Bau, die feinen Züge, die kleinen Hände und Füße, die etwas ins olivenbräunliche fallende Hautfarbe, die Ruhe, Heiterkeit und Sanftmuth des ganzen Wesens, das ungezwungen liebevolle Entgegenkommen gegen Fremde, alles war an diesem Manne auffallender, als ich's je gesehen hatte, und als ob es nur ihm ganz eigenthümlich sey. Er war ganz weiß gekleidet, und wir bemerkten keinen auszeichnenden Schmuck an ihm, wie die Hindu sonst dergleichen anzulegen pflegen. Er redete uns mit überaus wohlklingender Stimme an: Muikar Jeswunt Govin:

daß Mulhar, mein Gebieter, hat uns entsendet, Euch zu ihm zu führen, wie es Euer Wunsch ist. Der Weg nach Cashmire ist noch lang, vergönnet Euch einige Ruhe in Tatta, und uns, Euch in meines Gebieters Hause daselbst, in seinem Namen zu dienen.

Müller wollte in dieser, ihm durchaus fremden, Stadt nur so lange verweilen, als nöthig war, sie kennen zu lernen. Dazu war ihm der schöne Hindu behülflich, der uns fast nie verließ, und uns in dem großen Hause seines Gebieters aus ausgezeichnetster bewirthete. Wie man in Ostindien zu reisen gezwungen ist, zumal in unbekannten, fernen Gegenden, so hatte denn auch Müller dazu ein zahlreiches Gefolge von Dienern aller Art und Bewaffneten bey sich, mit denen er nun aber seinem unbekannten Gastfreunde nicht lästig werden wollte, da er erfahren hatte, daß derselbe nicht in einer Stadt, sondern auf dem Lande wohne. Der Hindu lächelte zu diesen Bedenkllichkeiten, und sprach: Hundert Mal mehr Gäste würden meinen Gebieter nicht belästigen; wünscht Ihr aber, Euer Gefolge los zu seyn, so begegnet Ihr damit dem Wunsche meines Gebieters, den ich nicht auszusprechen wagte. Soll Euer Gefolge von hier aus nach Bombay eingeschifft werden, so bitte ich, überlaßt mir die Besorgung. Ohne sich zu besinnen, erwiderte Müller: Einen Bedienten, an den ich gewöhnt bin, wünsche ich bey mir zu behalten, nebst meinem jungen Freunde; die übrigen überlasse ich gern Deinem dankenswerthen Erboten. Mit Wärme dankte der Hindu ihm für diesen

Beweis des ehrenvollen Vertrauens, und ich gestehe, mich setzte er in Verwunderung; doch kannte ich die Einsicht und Erfahrung meines Freundes, und beruhigte mich schweigend darüber.

Wir wurden auf einem prächtig verzierten, mit zwölf Ruderern und den raffinirtesten Bequemlichkeiten versehenen Schiffe, auf dem Indus eingeschifft, begleitet von einem zweyten, das mit Gepäc, Vorräthen u. s. w. belastet war. Nach einigen Tagereisen, in denen wir meistens in weite unbewohnte, und wie es schien wenig fruchtbare, Gegenden hinausblickten, verließen wir den Indus, und folgten dem Tschénab, dann dem vielgekrümmten Laufe des Tschylum. Wir durchschnitten Multan und das große, merkwürdige Gebiet der Scheik's, von Süden nach Norden; weite Ebenen in der Ferne; heitere Dörfer und Städte, von der schönsten Vegetation und zahlreichen Herden umgeben, in der Nähe des Flusses. Immer romantischer ward die Gegend, je mehr wir uns den Gebirgen näherten. Relzende Labyrinth der schönsten Berggegenden, durchströmte der immer reißender werdende Strom, bis wir an den Fuß des ungeheuern Himalaya's gelangten, wo sich uns das weit ausgebreitete Thal, der schönste Garten der Erde, unerwartet öffnete.

Gleich zu Anfang dieser angenehmen Reise hatte Müller unsern Führer über seinen Gebieter befragt, aber nichts Befriedigenderes erfahren, als daß er ein sehr reicher Banyane sey, und in der Stille das Leben auf

seine Weise genieße, ohne sich in Welthandel oder in die Angelegenheiten Anderer einzulassen. Da sonst nichts aus ihm herauszubringen war, benutzten wir seine Gegenwart, über die Gegend, die wir durchzogen, uns Auskunft geben zu lassen. Wir erstaunten über den Verstand dieses geistreichen Mannes nicht weniger, als über den außerordentlichen Umfang von Kenntnissen und den Edelmutb seiner Gesinnung. Als wir ihm und seinen seltenen Vorzügen Gerechtigkeit wiederfahren ließen, Uebereinstimmung der Gesinnungen zeigten und uns lebhaft von ihm angezogen fühlten, näherte auch er sich uns mit Wärme und Innigkeit, und sein bisher bloß höflich-zuvorkommendes Wesen nahm einen Charakter der Liebe und des Wohlwollens an, der einen ganz eigenen Hauber über unsern Umgang verbreitete, wie ich dergleichen noch nie erlebt hatte.

An mehreren Orten wurden wir von Bewaffneten angehalten. Zuweilen brauchte sich unser Führer nur zu zeigen, um ungehindert zu passiren. Oft zeigte er aber auch ein geschriebenes Blatt zu diesem Zweck vor, oder einen Ring, oder eine Waffe, oder er ließ unbedeutende Geschenke aufs Ufer hinüber werfen. Nie sprach er dabei; überall aber ward er, wie es schien, mit Ehrfurcht begrüßt. Wir erkannten daraus, daß er überall bekannt und geehrt war, und bekamen dadurch eine noch größere Meynung von seinem Gebieter.

Als wir uns in dem Gebiete der Scheiß befanden, war Müller neugierig, von unserm Begleiter Nachrichten

darüber einzuziehen, weil er die der Reisebeschreiber nicht für die sichersten hielt. Der Hindu machte uns eine sehr reizende Schilderung von den großen Schönheiten der Natur im Innern des Landes, eben so von dem Fleiße und der Betriebsamkeit der Bewohner, so wie auch von der ehemaligen Pracht ihrer Städte und Paläste; eine um so traurigere aber von dem jetzigen anarchischen Zustande des Reichs, das nur noch gehalten wird durch die außerordentliche Tapferkeit seiner Bewohner, die bey jeder Gefahr von außen mit unbedingter Einigkeit Alle für Einen stehen. Das Merkwürdigste dieses Landes, beschloß unser Begleiter, bleibt indessen der Stifter der dort herrschenden Religion, der jedoch nichts weniger als die Absicht hatte, eine Religion zu stiften.

Ganz recht! sagte Müller: von diesem Mahat habe ich gerade hier in Ostindien nur die dürftigsten und widersprechendsten Nachrichten verbreitet gefunden. Vor drey Hundert Jahren unserer Zeitrechnung lebte er noch, so viel ist gewiß. Seine Lehren scheinen die Achtung jedes wohlgesinnten Menschen zu verdienen, und ganz unschuldig an dem Mißbrauche zu seyn, in welchem man sie zu Gründung einer neuen Religion, und sodann, wie es überall unter solchen Umständen geschehen ist, zu einer politischen Revolution vorgewandt hat. Was mich mehr interessirte, wäre, etwas persönliches von diesem merkwürdigen Manne zu erfahren.

Mahat, versetzte der liebenswürdige Hindu, war zu Schulguhr in Lahore in der Dunkelheit geboren, und

arm an irdischen Gütern; dagegen aber begabt mit dem ungemein zarten und edeln Sinne, der ihn nur nach Weisheit trachten und Wahrheit suchen ließ; alles Andere aber, was Menschen hoch zu schätzen pflegen, hatte dagegen für ihn keinen Werth. Schon in früher Jugend liebte er vor Allem die Weisheit der Alten, und machte ihre Erfahrungen, ihre Sagen, zum Gegenstande seiner Prüfung. Er prüfte und unterschied aber mit einer Schärfe und Genauigkeit, die ihn wiederum von allen Menschen unterschied. In Allem, was der Mensch hat und kennt, zog ihn am meisten das an, was er von göttlichen Dingen hat und kennt.

Bald aber genügte ihm die Weisheit der Braminen, die heiligen Bücher der Hindu nicht mehr. Er machte als Jüngling Reisen im größten Theile unsers südlichen Welttheils. Er lernte die Lehren der Parsen und Muhamedaner genau kennen. Keine Glaubenslehre gab seinem Gemüth das Beruhigende der Ueberzeugung, aber in allen fand er den Keim des Göttlichen und Ewigen wahren verhüllt, und diesen hielt er fest. Die künstlichen Irrthümer der spitzfindigen Schriftgelehrten, die frommelnden Träumereien, alle Selbstmartern und Weltentfagungen der zweydeutigen Schwärmer, die prunkreichen Feyerlichkeiten, mit denen Priester das Volk blenden, um sich in dessen Augen selbst zu vergöttern — das alles streifte er von der Wahrheit ab, die Allem zum Grunde lag.

So kam er in seine Heimath zurück, und bemühte sich hier, die Wahrheit zu enthüllen, ihr die Augen der Menschen zu öffnen.

Nabal lebte in stiller Abgezogenheit, ohne Begierde nach Reichthum und Würden, zu welchen ihm seine höhere Einsichten den Weg bahnten. Er brachte seine Tage zu mit Reisen in Städten und Dörfern seines Vaterlandes, und lehrte die Wahrheit und Weisheit nach dem Lichte, das sich in ihm offenbart hatte. Der gesunde Menschenverstand konnte der Kraft seines überzeugenden Wortes nicht widerstehen, und das unverdorbene Gefühl mußte die Seelengröße des Mannes bewundern, der nichts für sich begehrte, nur Werke der Menschenliebe that und für das Wohl Anderer lebte. So gewann er Jünger und Anhänger. Er gab sich nicht das Ansehen, eine neue Religion in die Welt bringen zu wollen, sondern nur die älteste und ewig geltende von Menschenfahrungen zu reinigen, und die Befenner aller Glaubensarten um das höchste Gut der Geister zu vereinigen.

Er predigte Tugend, Liebe und Gehorsam. Die bürgerlichen Ordnungen ließ er unangetastet. Sie waren in seinen Augen nothwendig, aber veränderlich. Er ließ, den Sitten und Gesetzen der Hindu zuwider, Muhamedaner und Parsen und andere Glaubensgenossen Theil an seinen Lehren nehmen, weil Niemand von der Erkenntniß des Wahren, und von der Gnade des höchsten Wesens, durch Stand und Vaterland und Staatsverfassung ausgeschlossen seyn könne. Ich bin berufen, sagte

er, alle Namen, welche dem höchsten Wesen gegeben werden, in einen einzigen Namen aufzulösen, in den Namen Gottes, also auch den Glaubenszwist der Moslemin und Hindu zu tilgen. Mögen sie ihre heiligen Bücher lesen! Aber das bloße Lesen hilft ihnen nichts ohne Gehorsam gegen die darin enthaltenen Lehren der Liebe gegen alle Geschöpfe Gottes. Es kann kein Sterblicher selig werden, als durch reinen Sinn und heilige That. Der Allmächtige fragt nicht, welchem Volksstamme, welcher Glaubensparthey der Mensch angehöre; er fragt nur: Was hat er geleistet? Nur derjenige ist ihm nahe und ein echter Hindu, dessen Herz voll Gerechtigkeit ist; nur derjenige ist ihm nahe und ein echter Muselman, der ein heiliges Leben führt.

Mit dieser religiösen Duldsamkeit umarmte er alle Menschen, gewann er Alle. Er wollte nur, daß Jeder in der bürgerlichen oder kirchlichen Verfassung, unter welcher er lebte, ein vollkommener Mensch, ein Freund Gottes sey.

Zur Verbreitung dieser Grundsätze bediente sich der weise Rahaf keiner außerordentlichen Mittel. Er lebte einfach und anspruchlos, wie jeder andere unbemittelte Mann. Es fiel ihm nicht ein, sich für ein höheres Wesen auszugeben; doch leugnete er nicht, daß er mit ungewöhnlichen Geisteskräften, das Wahre vom Irrthum zu scheiden, begabt sey. Dieß konnten diejenigen nicht leugnen, welche durch ihn des Bessern belehrt wurden. Darin sahen sie die Beurkundung seiner göttlichen Sen-

dung, und er fand darin seinen Beruf, die ihm gewordene Einsicht in göttlichen Dingen unter seinen Brüdern, den Menschen, zu verbreiten. Er verrichtete keine Wunder, und verachtete die, welche von Kindern des Staubes jemals gethan worden seyn sollten. Ja er lehrte, daß die, welche mit Wundergaben glänzen, dazu durch den bösen Sinn oder Geist, der in ihnen wohnte, verführt und gestärkt worden seyen.

Eben so wenig bediente er sich gewaltsamer Mittel zur Belehrung der Menschen, oder sich vor Verfolgern in Sicherheit zu sehen. Ein Lehrer heiliger Wahrheiten, sagte er, bedarf keiner andern Mittel, als der Heiligkeit seiner Lehre und ihrer jedes Gemüth ergreifenden Kraft. Ich bin gewaffnet, aber nicht mit gemeiner Waffe, um Andern zu schaden; mein Schild ist der Verstand, mein Schwert die Wahrheit; ich kämpfe gegen Bosheit und Wahn, und besiege meine Feinde, indem ich sie mir zu Freunden mache.

Von Muhamed sagte Rahaf der Weise: Ihn hat Gott ins Leben gesendet, daß er Gutes thue, und durch den Coran die Erkenntniß des einzigen Gottes verbreite. Aber er hat Willkührliches gethan, und alle menschlichen Geschöpfe in Unruhe gebracht. Darum hat er Unterdrückung und Grausamkeit eingeführt, und das Morden selbst unschuldiger, dem Menschen hülfreicher Thiere. Es ist abscheulich, auch das Vieh zu tödten und es zu verzehren, das dem Sterblichen zugethan ist und ihm die Beschwerden des Lebens erleichtert, wie das Kind

am Pfluge, die Milch gebende Kuh und das diensreiche Ross. Keinem Geschöpfe soll man wehe thun; denn der Athem Gottes ist in jedes Wesen ausgegossen.

Nahaf verwarf den Dienst der Götzen und aller selbstgeschaffenen Gottheiten, und alle Verehrung, die man dem Erschaffenen weihet, statt des Schöpfers. Es ist nur ein einziges höchstes Wesen; kein Anderes kann außer ihm seyn, oder wider seine Macht anstreben. Alles Geschaffene athmet durch seine Liebe, und sieht den Wohlthäter nicht. Es läßt sich kein Bild von ihm machen aus Stein oder Farbe, noch eine Vorstellung durch Worte. Er ist allenthalben wie allenthalben, immer wie immer, und wohnet an einem Orte nicht mehr, als am andern.

Einst machte ein Muhamedaner dem weisen Nahaf Vorwürfe, da er diesen am Boden liegen sah, die Füße gegen das Haus Gottes gekehrt. Nahaf erwiderte ruhig: Sieh dich um, und zeige mir eine Stätte, wo Gottes Haus nicht ist.

Er lehrte: das Leiden der Welt sey die selbstverschuldete Wirkung ihres wahnsinnigen Kampfes gegen das Göttliche und alle ewige Ordnung des höchsten Wesens. Eafterhaftigkeit und Unterdrückungsgeist habe sich auf Erden erzeugt und verbreitet. Die Entstellungen der verschiedenen Religionen, die Ausgeburten menschlicher Verdorbenheit, hätten das Reich der Thorheiten und Eafter in der Welt vollendet. Darum sey also auch der Gottesdienst weder der Hindu noch der Moekemin dem höch-

sten Wesen wohlgefällig; es sey darin nicht Freyheit und Reinheit, sondern Knechtschaft und Verderbniß der menschlichen Natur.

Drey Hauptlehren waren das Wesentliche, worauf er Alles, was er sagte, bezog: Andächtige Verehrung des höchsten aller Wesen, des Einzigen; Liebe der Menschen, ohne Unterschied des Vaterlandes und der Rassen, denn die menschlichen Geister sind einander alle gleich vor dem Urgeist; reiner Sinn von innen und äußere Reinlichkeit, weshalb er auch häufige Abwaschungen empfahl, aber mit Wärme gegen alle Selbstqualen und Entsagung der unschuldigen Lebensfreuden sprach. Wie er lehrte, so lebte er auch. Das hohe Ansehen, welches er ohne andere Macht, als die der Ueberzeugung, bey seinem Volke hatte, mißbrauchte er nie. Er nahm nie Ehrenämter an. Er suchte und floh kein Märtyrertum. Er duldete keine Verehrung seiner Person. Er starb in der Dunkelheit seines thätigen Lebens, ohne Glanz, und hinterließ nichts, als das Andenken seiner Tugenden und viele Schüler.

Lebhaft bewegt wendete sich der Erzähler von uns ab, um im Stillen seine Abwaschungen zu verrichten. Eine Weile saß Müller, in Gedanken vertieft, dann sagte er mit Gefühl zu mir: Es ist doch ein lebenswürdiges Volk, das einen solchen Lehrer ehrt, und nicht verfolgt! — Das verstand ich damals noch nicht. —

Je näher wir dem Gebirge kamen, um so neugieriger wurden wir, wie es unser schöner Strom durchbrechen werde. Denn die Massen des Gebirges wurden

immer schroffer und höher. Endlich krümmte sich der Strom mannichfach; wir waren von steilen Wänden eng eingeschlossen, und drängten uns durch ein Labyrinth, das uns den Himmel nur gerade über uns sehen ließ; als dieser plötzlich sich erweiterte, und die Berge zu verdrängen schien, um sein magisches Bild in einen weit verbreiteten Spiegel zu senken. Wir befanden uns wirklich auf einem großen See, der in dem Umfange einiger Meilen von hohen Gebirgen eingeschlossen war. Das Schauspiel war groß; aber durch ein reizendes Bild im Kleinen erschien es noch größer, wie dieses um so kleiner.

In der Mitte des Sees, auf unsichtbaren Pfeilern fest gegründet, schien auf den sanft wallenden Blüthen zu schwimmen ein reizend blühendes Gärtchen mit einer Einsiedelei. Die Blüthendüfte zogen uns schon aus der Ferne magisch an. Wir besuchten den Einsiedler, einen hochbejahrten Greis, dessen weißer Bart bis an den Gürtel reichte, und dessen Scheitel entblößt war. Er begrüßte uns mit Anstand, und schien festlich umgeben mit Blumen und Früchten, die in diesem Gärtchen, das kein raubes Lüftchen berührte, zu jeder Jahreszeit blühen und reifen. Er hatte uns nichts als das zu bieten. Unsere Goldstücke schlug er aus. Aber die Lebensmittel, die unser Führer ihm ausschiffen ließ, nahm er dankbar an. Besonders war ihm der Bethe! angenehm. Der See ist angefüllt mit den vortrefflichsten Fischen, und Geflügel aller Art belebt die Lüste, aber für den Einsiedler sind sie

sie nicht da; denn er tödtet keines seiner Mitgeschöpfe, und nährt sich nur von Pflanzen.

Nachdem wir hier den Durchbruch des Tschylum durch's Gebirge passirt hatten, traten wir in das zwanzig und einige Meilen lange, coßförmige Thal von Cashmire ein, das rings umher eingeschlossen ist von den höchsten Gebirgen, nördlich von der Kette des Himalaya, dessen mit ewigem Schnee weit glänzende Gärpfer die höchsten des Erdballs sind. Der Frühling hatte bereits begonnen. Eine Menge Pflanzen war in früher, weit her dustender Blüthe. Die lauen Lüfte erschallten von den Stimmen gesiedeter Säger, nicht bloß schnarrender Papagayen, sondern aller europäischen Singvögel, die man jenseit der Wendekreise selten hört.

Wir hatten Muße genug, die herrliche Gegend zu betrachten, aber keinen günstigen Gesichtspunkt. Denn auch wenn wir den Mast unsers Schiffes erstiegen, war unserer Neugierde der Gesichtskreis noch zu beschränkt. Zur Rechten zwar übersahen wir die Abhänge des südlichen Gebirges deutlich; links aber, gegen Norden, dehnten sich die reizendsten Ebenen, reich von Bächen und Flüssen bewässert, in größter Mannichfaltigkeit, bis in die weiteste Ferne aus, wo der Himalaya in bläulichem Dufte dämmerte. Unser Führer suchte durch unterrichtende Erzählungen zu ersetzen, was unserm Auge und unsern guten Fernrohren entging. Am Abend des folgenden Tages verhiess er uns eine Landung und weite freye Aussicht.

Schon um fünf Uhr Morgens waren wir bereit, und bald war auch unser leichtes Frühstück eingenommen. Finsterniß deckte die Gegend, als wir einer Fackel folgten, und nach und nach immer steiler aufwärts stiegen. Die engen Pfade, auf denen wir hinter einander fortschritten, waren feucht von nächtlichen, niedergeschlagenen Dünsten. Es war anfänglich frisch; die ermunternde Kühle eines deutschen Frühlingsmorgens. Bald aber begannen wir langsamer zu schreiten, da wir uns erhitzt fühlten. Nach mehr als einer halben Stunde erlosch die Fackel, und wir gewahrten bald darauf, in der Morgendämmerung, ein geräumiges Gebäude, aus dem mehrere Personen uns zum Empfange entgegen eilten. Dieß Haus ist das Eigenthum meines Gebieters, sagte uns unser Begleiter, und führte uns in eine große Halle, wo mancherley Erfrischungen bereit standen. Wir hatten nur kurze Zeit hier verweilt, als Müller bemerkte, die Dämmerung scheine bereits dem Tage zu weichen, worauf wir sogleich die weichen Sitze verließen und eine breite Treppe zum Dache erstiegen.

Unsere Ueberraschung war nicht gering, als wir uns in einem reizenden Blumengarten befanden, der das Haus statt eines Daches bedeckte. Das ist Landesitte, sagte unser Führer, als er unser Erstaunen bemerkte. Wir aber wußten kaum, was wir sahen, und wo wir mit dem Auge verweilen wollten. Fern im Osten, über dem gewaltigen Kantai, war der Himmel ein Purpurmeer, ein Rosenhimmel auf dem tiefen Azur des Gewöl-

bes, und leichte weiße Wölkchen schwebten hie und da leicht angeröthet und schon mit Gold gesäumt. Alles rings umher nahm Theil an dieser Rosengluth; Alles war ein Spiegel des Himmels. Im Rosenlichte des schönen Stromes, der uns hergetragen hatte, gleitete auf demselben unser reich verziertes, buntes Schiff mit vollen Segeln hinaus; ich war im Begriff, zu fragen: warum es uns verließ? als plötzlich die ersten Strahlen der Sonne über das Gebirge herüber bligten, das Schiff und den Spiegel in Gold entzündeten, und mir mächtig ins Auge blendeten.

Den ersten Strahlen der Sonne folgten bald mehrere. Schon erhob sie sich über die zackigen Umrisse der Berge des Kantai, und ergoß ein Lichtmeer über die bunte schöne Welt. Wir befanden uns auf dem Gipfel eines kegelförmigen Berges, von dem das Panorama ununterbrochen im Kreise herumlief, und an dessen Abhänge wir nach allen Seiten herabsahen. Das südliche Gebirge war uns sehr nahe, das nördliche hatte sich mit uns in seiner blauen Ferne erhoben. Gewaltige Palmen neben unserm Hause breiteten ihre Kronen wie Schirmdächer über den Garten aus, in dem wir uns befanden. Hier hatte eine Unendlichkeit an mannichfaltigen duftenden Blumen ihre Kronen dem Lichte erschlossen. Ganze blühende Büsche beschatteten hier stille Gartensitze, und hie und da rauchte ein Schornstein aus Blumenbeeten hervor. Vögel vom prächtigsten Gefieder umschwärmten uns, und begrüßten laut das Gelingen des Tages. Bunte

Papagaven knackten auf den Bäumen Mandeln und Nüsse, und ließen ihre schnarrenden Stimmen hören, und unter uns wiegten sich prächtige Pfauen auf schlanken Zweigen.

Die große, weite Landschaft war wie verklärt im Morgenlicht. Einzelne erhabene Gegenstände waren im hellsten Lichte, während ihre langen Schatten die westlichen Nachbarn verhüllten. Die vergoldeten Ströme strahlten mannichfach unterbrochene Lichtmassen blendend umher. So hell die westlichen Berge beleuchtet waren, so tief verhüllt in Schatten waren noch die östlichen, und aus diesen Schatten strahlte ein breiterer Lichtstrom, als alle Ströme; es war der große See von Sirinagur, an dessen südlichen Ufern nun auch die weit ausgedehnte Stadt, in geringer Ferne, sichtbar ward, indem sich Paläste, Gärten, Thürme und ganze Stadttheile mit hohen Thoren nach und nach immer mehr zum Lichte erhoben.

Nun belebte sich auch die Scene mit Menschen auf vielfache Weise. Große Felder mit Reis, Zuckerrohr, Baumwolle, Indigo und Pfefferstauden in den Ebenen; Reis, Gerste, Weizen und Roggen auf den Bergen, waren voll rüstiger Arbeiter. Auch Winzer waren mit dem Rebennbau eifrig beschäftigt, und Schwarze arbeiteten in den Palmenpflanzungen. Große Herden Schafe, Ziegen, Kühe wurden zu entfernten Weiden getrieben. Die Ströme wurden mit Rähnen und bunten Schiffen befahren. Ueberall auf den Heerstraßen, von großen

Bäumen beschattet, zogen Reiter, Hahery's, Elefanten, Palankins und ganze Züge beladener Kamele und Ochsen. Alles war geschäftig und lebendig. Ueberall sah man größere und kleinere Häuser und Gärten zerstreut, oft sehr große und schöne, wie es von der Höhe schien, und die ganze Gegend umher, so weit sie der Blick beherrschte, schien nur ein Garten, eine Stadt oder ein Dorf, im ungeheuern Maßstabe, zu seyn.

Ich war entzückt, hingerissen, und unwillkürlich erkündete mir mein Lied aus der Kehle. So, dachte ich, müsse den singenden Vögeln am heitern Morgen zu Muth seyn. Unser Führer fragte Müller nach mir, der ihm ausführlich von mir zu sprechen schien, worauf der Hindu sich zu mir wendete, mich in seine Arme schloß, und mit sanfter Stimme zu mir sprach: Bleibe hier bey uns, mein Sohn; du sollst einen Vater und eine Mutter finden. Ich drückte ihm die Hand mit wärmster Innigkeit. Weiter aber sprachen wir nicht.

Er hatte uns verlassen. Müller war eifrig beschäftigt, Bemerkungen aufzuzeichnen. Ich verließ das Haus, um in der Gegend umher zu streifen. Ich suchte einen Pfad, die südlichen Berge in bedeutenderer Höhe zu ersteigen. Dazu mußte ich aber erst lange hinab gehen, und dann, nachdem ich eine Ebene durchschritten, wieder sehr steil aufwärts steigen. So kam ich in große Wälder, die mir durchaus keinen Blick ins Freye gestatteten, selbst wenn ich Bäume erkletterte. Dadurch ward ich gereizt, immer höher zu steigen, um eine freye Aussicht

zu erhalten. Von der andern Seite reizte mich der Wald unaufhörlich, durch immer neue Schönheiten, zum Verweilen, was denn auch zuweilen geschah, da mir die Anstrengung des schnellen Steigens augenblickliche Ruhe, um Athem zu schöpfen, von Zeit zu Zeit nothwendig machte.

Es ist nicht möglich, sich einen Begriff zu machen von der Ueppigkeit der Vegetation in diesen Wäldern, wenn man sie nicht gesehen hat. Vom Aequator bis zum funfzigsten Grade nördlicher Breite giebt es kaum eine Baumart, die sich hier nicht wild wachsend fände, wie dieß die topographisch-climatische Verschiedenheit der so nahe gerückten, durch tiefe Thäler und Ebenen getrennten, sehr beträchtlichen Höhen natürlich mit sich bringt *). Aber man erkennt sie hier fast nicht wieder, so groß und voll und saftig ist hier jeder Baum in allen einzelnen Theilen. Jede gemeinste Pflanze duftet hier. Gras und Blumen im Walde sind der köstlichste Teppich. Große, breitblättrige Schlingpflanzen, mit den schönsten Blüthen, umranken hier die Bäume, und verketten sie unter einander. Dennoch wissen Hasen, Rehe, Damhirsche, Antelopen und viele andere viersüßige Thiere und Tausende der schönsten Arten bunter Vögel hier so leicht und schnell herum zu schwärmen, als wenn diese Hindernisse nicht da wären. Eichhörnchen überall! Papagaye und Fasanenarten vom allerschönsten Gefieder! Affen in

Menge, in den possirlichsten Sprüngen und Stellungen! Doch giebt es kaum einen prächtign Anblick, als Hunderte von Pfauen beisammen auf den nächsten Bäumen, sich auf schlanken Zweigen wiegend im Sonnenschein, der den Glanz der schönen Farben ihrer herabhängenden Schweife, in schwankender Bewegung, zu blendender Pracht erhebt.

Endlich, nach ermüdender Wallfahrt, gelangte ich auf einen freyen Platz im Walde, und als ich mich gegen Norden wendete, einige Schritte weiter, auf einen weit vorragenden Granitsfelsen, mit blumigem Rasen bekleidet. Wer vermöchte die entzückende Lust zu schildern, als ich von hier aus ganz Cashemir zu übersehen und zu meinen Füßen ausgebreitet glaubte! Eine Menge Städte und Dörfer, kaum noch meinem scharfen Auge kenntlich, durch seine Silberstreifen, die ich als Flüsse erkannte, unter einander verbunden, waren das Einzige, das sich noch mit Mühe von der bunten Erde unter mir erkennen ließ. Um so näher glaubte ich mich dem dunkelblauen Himmel und dem leichten schimmernden Gewölke, das auf die fünf und zwanzig tausend Fuß hohen Häupter des Himalaya, in der Ferne, sich niederließ, indem der ewig glänzende Schnee jener Gipfel sich zu ihm zu erheben schien.

So im Schatten eines duftenden Eikbaumes, auf dem weichen blumigen Rasen liegend, blickte ich hinaus, überließ mich unwillkürlich den zuströmenden Bildern einer angeregten Phantasie. Diese Bilder wurden Träu-

*) Theil I. Seite 225.

meren, und die Träume wiegten mich nach und nach in süßen Schlummer, aus dem ich, erschreckt durch einen Flintenschuß und durchdringendes Geschrey, erweckt ward. Augenblicklich auf den Beinen, sah ich eine Menge Affen, die mein Gewehr genommen hatten, es wohl unsinnig genug gehandhabt haben mochten, und als es losging, mit großem Geschrey und Schrecken die Flucht ergriffen. Ich nahm das Gewehr auf, lud es wieder, blickte wieder in die Ferne, und nun fiel mir erst die tiefe Stille um mich her auf, nach dem Lärm, der verhallt war. Diese Stille erhöhte noch die Größe des Charakters der Aussicht. Endlich erinnerte mich der Hunger an die Rückkehr, und da ich bemerkte, daß die Sonne schon abwärts stieg, ward ich besorgt, unbesonnener Weise durch meine Abwesenheit unsere Reise aufgehalten zu haben. Ich glaubte die Gegend, durch die ich gekommen war, wieder zu finden, und eilte beschleunigten Schrittes die steile Bergwand in den schönen Waldungen hinunter.

Als ich im Freyen war, sah ich auf einer Anhöhe, unfern des Flusses, zwey Gestalten unter Palmen sitzen. Ich eilte auf sie zu; es waren Müller und unser Führer. Der Letztere erblickte mich kaum, als er fragte: Wozu das Feueergewehr? Eine Waffe, an die ich gewohnt bin, antwortete ich, zur Sicherheit gegen Löwen und Tiger. Lächelnd erwiderte er: In Cashmire giebt es keine reißenden, keine giftigen, noch sonst schädlichen Thiere.

Unser Schiff war abgefahren. Statt dessen waren mehrere schöne arabische Reitperde eingetroffen, auf denen wir früh am andern Morgen unsere Reise fortsetzten. Die Heerstraßen waren aufs beste unterhalten und von den herrlichsten Bäumen beschattet. In einiger Entfernung von der Stadt ließen wir sie zur Rechten liegen, und wendeten uns nördlich, dem westlichen Ufer des Sees zu, nach seiner Mitte. Bald ritten wir nur zwischen Gärten, mit größern und kleinern Landhäusern, von denen die erstern wieder Gärten auf den Dächern, die andern große Sonnendächer hatten. In den Gärten spielten Kinder und arbeiteten Greise. Frauen und Mädchen waren, mit häuslicher Arbeit beschäftigt, in den großen Vorhallen der Häuser zu sehen, während die Männer ihren Geschäften außer dem Hause nachgegangen waren. Lastträger und Geschäftsleute aller Art erfüllten die Straße und die kleinern Nebenwege. Alles war Leben und Thätigkeit, Alles Sauberkeit, Nettigkeit, Ordnung, Gedelhen und Heiterkeit. Von allen Seiten ward unser Führer, wie es schien, mit freudiger Theilnahme begrüßt. Verwundert fragte ihn Müller: Wo sind wir? In dem Dorfe, in dem auch mein Gebieter wohnt, versetzte Jener. Wir ritten oft halbe Stunden lang im raschen Trabe, denn das dichte Laub hielt jeden Sonnenstrahl von uns ab; dennoch brachten wir vier bis fünf Stunden zu auf dem Wege durch dieß reizende Dorf, bis wir gegen Abend ans Ziel gelangten.

Schon aus der Ferne nämlich, als wir uns östlich gewendet hatten, erblickten wir, hoch über alle Häuser und die höchsten Bäume emporragend, ein großes, blaßgelbes, im Scheine der Abendsonne wunderbar glänzendes Gebäude von drey Stockwerken und weißen Säulenreihen. Der Glanz der Häuser ist hier nicht ungewöhnlich, und rührt von dem unverwüßlichen Gemente der, dem Chunam, der zur äußern Bekleidung gebraucht wird und die vortrefflichste Politur annimmt. Jetzt aber, so festlich erhöht und beleuchtet, erblickten wir's kaum, als wir überrascht ausriefen: Was ist das? Statt aller Antwort flog unser Führer auf seinem Hengste dahin. Wir folgten ihm, unter hohen Palmen durch, an mehreren großen Gebäuden vorbei, im Angesicht des großen Sees, und hielten am Fuße eines ansehnlichen Hügel's, der sich von allen Seiten gleichmäßig sanft absenkte, auf dessen Höhe jenes glänzende Gebäude stand, aus dem Frauen, Kinder und Männer jedes Alters herab geeilt waren, unsern Begleiter jubelnd zu begrüßen. Dieser führte uns hinauf in die weite Halle, nannte uns den Seinigen ganz kurz: „unsere Gäste,“ und wendete sich mit würdevollem Anstande an uns: „Ich bin Mulhar. Seyd mir willkommen in meinem Hause! Laßt's Euch hier gefallen, so lange immer Eure Zeit es gestattet, oder der Höchste Eure Tage scriftet. Bey der ungewöhnlichen Anmeldung mußte ich Euch vorher kennen lernen, um zu wissen, welcher Empfang Euch angemessen sey. Das gebot die Klug-

heit. Verzeiht mir den unschuldigen Betrug! Ihr habt Alles dabey gewonnen.“

Kaum war es Tag geworden, als ich mit Müller den Garten auf dem Hause besuchte. Welche Düfte, welche Büsche und Blumen empfingen uns hier! Welche Landschaft entwickelte sich aus der Dämmerung unserm schwelgenden Blick! Dazu das ewig neue, ewig ergreifende Schauspiel, das Aufsteigen des Taggestirnes! Zu unsern Füßen das reizendste Ufer, das ich je sah, mit Palmen, Bananen und andern tropischen Prachtbäumen, in malerischen Gruppen, auf kaum zu übersehende Strecken nach beyden Seiten bepflanzt. In einiger Entfernung von uns und vom Seeufer, diesem parallel laufend, zog sich gegen Süden das schöne Dorf hin, das wir gestern zu durchreiten vier bis fünf Stunden brauchten. Und es war nur die Hälfte des Dorfes. Denn in einiger Entfernung von uns hing es westwärts zusammen mit eben solchen Häusern und Gärten, die sich eben so weit gegen Norden hin zogen, ebenfalls parallel dem Seeufer, das gleichfalls durch eben solche Baumpflanzungen von ihnen getrennt war. Unendliche Wiesen und Felder, von Heerstraßen, Baumreihen, Bächen und Flüssen durchschnitten, erstreckten sich nach Westen weit über den Gesichtskreis hinaus.

Nach Osten aber breitete der Spiegel des Sees sich Meilen weit aus. Hinter demselben, vielleicht eben so weit, eine dämmernde Ebene, bis an den Fuß des großartigen und riesenhaften Cantal-Gebirges, über welchem,

in diesem Augenblick, die Sonne strahlend in den Purpur des Himmels trat, den Spiegel des Sees verklärte, die Nebelhüllen in leichte Streifen zusammenzog und die reizende, weite Ebene jenseits, die reichste und anziehendste Ferne in mannichfaltig unterbrochenem Lichte zeigte. Endlich, zu unserer Rechten, legte sich um das südliche Ufer des Sees, mit ihren leuchtenden Kuppeln und Minarets, ihren hohen Thoren, weißen Häusern, Palästen und Gärten, die fern glänzende Sirinagur.

„Ein schöner See! nicht wahr, meine Herren?“ hörten wir eine Stimme hinter uns in gebrochenem schlechten Englisch fragen. Es war eine lange, sehr schlanke Gestalt, im geschmackvollen bucharischen Anzuge, knapp anliegend, mit weiten Beinkleidern, feinem kaffeebraunen Zeug, einer vielfach umwickelten, breiten, gelb und feuerfarb glänzend seidnen Schärpe, auf dem geschornen Haupte eine kleine rothe Kalosche mit schwarzem Bipselchen. Das wenig tatarische, wohlgebildete und ausdrucksvolle Gesicht belebte ein kleines, sehr lebhaftes Augenpaar, und zu der etwas gelblichen Farbe stand ein glänzend schwarzer, langer Knebelbart und solcher kleiner Zwirbelbart am Kinn vortrefflich. Die Gutmüthigkeit strahlte aus diesem asiatischen Gesicht; Feinheit und Anstand sprach aus dem ganzen Wesen des Bucharen.

Wir antworteten ihm in der Sprache der Hindu, die seinem Ohr wohlklingender zu seyn schien, als sein gebrochenes Englisch dem unsrigen. Müller bemerkte dabei, der schöne See möchte wohl nicht immer so ruhig

glänzen. „Doch fast immer! versetzte Jener: Es giebt „nur selten Stürme auf dem See, und auch dann sind „sie nicht gefährlich. Ich habe noch nie von einem gescheiterten Fahrzeuge gehört, und bin doch schon seit „dreißig Jahren hier.“

Wir halten Euch für einen Bucharen, und sind darum verwundert, Euch in dem fernen Lande so lange auf einem Fleck zu wissen, da sonst Eure Landsleute ein wandernd und handelnd Leben zu lieben pflegen.

„Ihr mögt nicht ganz Unrecht haben. Mit mir hat „es jedoch eine besondere Bewandniß. Lernt übrigens „dies Land umher genauer kennen, und meinen Freund „und Wohltäter Mulhar, so werdet Ihr Euch verwundern, daß nicht alle Menschen hierher ziehen und „hier bleiben.“

Er benachrichtigte uns hierauf, Mulhar habe in Geschäften schon früh das Haus verlassen, und ihm aufgetragen, uns zu Diensten zu seyn. Wäret Ihr Asiaten, sagte er, so würde man Euch mit Dienern ohne Zahl umgeben, jeden Eurer Wünsche zu erspähen suchen und ihm zuvorkommen; Europäer glaubt man nicht besser ehren zu können, als ihnen alle Freyheit zu lassen, sie nicht zu belästigen und ihre Befehle zu erwarten. Euch selbst meynt Mulhar genugsam zu kennen, um zu wissen, daß Ihr auch die Einsamkeit zu benutzen wißt; daß er, um Euch zufrieden zu stellen in seinem Hause, seine Geschäfte und gewohnte Lebensweise fortsetzen, und nach

wohlbenutztem Tage die Abendstunden mit Euch zubringen müsse, wenn Euch seine Gegenwart angenehm ist."

"Fürchtet auch von mir nicht, daß ich Euch mit meiner Gegenwart belästigen werde. Ihr habt aber vermuthlich Nachrichten einzuziehen über den Ort, an dem Ihr Euch befindet, die Menschen und Gegenden, die Euch umgeben; Ihr wünscht vielleicht näher mit dem allen bekannt zu werden, oder Ihr braucht einen Führer. Dazu stehe ich Euch mit Freuden zu Diensten. Damit ich Euch aber in folgenden Tagen nicht ungelegen komme, so werde ich abwarten, daß Ihr mich rufen laßt. Ihr wißt, daß mehrere Diener zu jeder Stunde für jeden Eurer Winke bereit sind."

Wie dankten ihm mit Wärme für so außerordentlich zarte Gastfreundschaft, und bemerkten, daß seine Anerbietungen durch die Feinheit und den Anstand seiner Persönlichkeit noch mehr Verbindliches erhielten. Habt Ihr aber selbst keine Geschäfte, fragte Müller, daß Ihr und Eure Zeit so gütig opfern wollt?

Wie! entgegnete der Buchar: Mulhar's Nähe und ein Müßiggänger, das wäre wie Sonnengluth und kalte Dämmerung. Ich habe die Leitung der Fabriken und Manufakturen in diesen Gegenden. Allein, setzte er hinzu, ich bin so gut unterstützt durch zuverlässige Aufseher, daß ich, ohne den geringsten Nachtheil des Geschäfts, Wochen lang abwesend seyn kann, nur daß in meiner Abwesenheit Mulhar vermehrte Geschäfte hat, wie ich sie in der seinigen habe.

Fabriken und Manufakturen! rief Müller freudig aus. Doch vor Allem! Wie ist es mit der täglichen Ordnung der Stunden und der Lebensweise im Hause?

Nach dem leichten Frühstück geht Jeder an die Arbeit, die Kinder und jungen Leute in die Schule, die Frauen und Jungfrauen an ihre häuslichen Geschäfte und weiblichen Arbeiten. So unter mannichfaltiger Abwechslung bis gegen vier Uhr, wo die Männer sich zur Mahlzeit versammeln. Um diese Zeit halten die übrigen auch die Frauen und Kinder, die sich nachher erst zu den Männern gesellen. Hier ist nun Mulhar meistens aller Geschäfte des Tages enthoben, führt lehrreiche Gespräche mit den Seinigen, überhört die Elnen in dem Gelehrten, prüft die Arbeiten der Andern, bespricht das Hauswesen mit der Gattin, und trifft die erforderlichen Anordnungen.

Woher aber, fragte Müller, die sonderbare Mischung asiatischer und europäischer Sitten?

Ich bin so gewöhnt daran, erhielt er zur Antwort, daß ich kaum zu sagen weiß, was an unserer Lebensweise das eine oder andere ist. Mulhar, aus der Bannyanen-Kaste der Hindu, wie Ihr wißt, liebt und ehrt die Sitten seiner Väter; doch hat er in Europa sich an Manches gewöhnt, das ihm jetzt vernünftig und zweckmäßig scheint.

Wie? Er war in Europa?

Allerdings! habt Ihr ihm das noch nicht abgemerkt?

O! laßt uns von diesem merkwürdigen Manne alles vernehmen, was Ihr von ihm wißt!

Das wird zu viel! rief der Buchar lachend aus. Von meinen Knabenjahren an weiß ich alles, was er sagt und thut.

So sagt uns, was wir vorzüglich zu wissen wünschen: Wo er sein Leben zubachte, und was er that, um der Mann zu werden, der er jetzt ist.

Was er dazu that? Wer wollte das erforschen!

Er schwieg eine Weile, wie in Gedanken vertieft. Die Stille umher ward Theils vom Gesange der Vögel abwechselnd unterbrochen, Theils vernahm das Ohr das fortgesetzte Rauschen vier großer, von dem silberschimmernden Laube hoher Zinkbäume beschatteten Springbrunnen, die nach den vier Seiten des Hauses eben so viele reizende Gruppen und kühle Schatten auf der Anhöhe bildeten. Wir saßen, mit der Aussicht auf den See und die jenseitigen Berge, im Schatten eines hohen, die köstlichsten Gerüche verbreitenden, Paedanstrauches.

„Mushar war der letzte Sprosse eines angesehenen Stammes in Dehan. Von zarter Jugend an, dem Handel bestimmt, war er in den Geschäften desselben geübt worden. Doch schon in seinen Jünglingsjahren entschied sich seine überwiegende Neigung für ernste Betrachtungen und tiefsinnige Forschungen. Sein Vater liebte ihn aufs Zärtlichste, und gestattete ihm gern, seinen Neigungen zu folgen. Der Unterricht der gelehrtesten Braminen genügte ihm nicht. Er ging nach Samarkand, und forschte dort dem Laufe der Gestirne, den heilsamen Kräften der Pflanzen und der geheimen Natur

Natur der Steine und Metalle, unter der Leitung weiser Männer, mit unermüdlischem Eifer, mehrere Jahre lang nach. In dem langen schönen Thale von Samarkand, das der Koluk durchströmt, und auf den Bergen, die es umgeben, giebt es keine Pflanze, die er nicht aufs Genaueste kennt, keinen Fleck, dem er nicht Belehrung verdankt, wie er sagt.“

„So traf sich's einst, daß er auf seinen einsamen Wanderungen die Trümmer der alten Stadt Schiras betrat, und sie genauer als zuvor zu betrachten suchte, als er plötzlich mehrere menschliche Leichname gewahrte, die bereits von einer zahlreichen Menge Jakals übersallen waren. Durch das Geschrey der Thiere drang auch ein menschlicher Angstschrei zu seinem Ohr; er arbeitete sich durch, und fand eine Frau, bedeckt mit Wunden und dem Tode nahe. Er neigte sein Ohr zu ihrem Munde, und vernahm die leisen Worte: Wir sind arme Leute aus der Gegend von Buchar; unsere Caravane ist von bösen, habgierigen Menschen überfallen worden; sie haben meinen Mann getödtet, und auch mich mit allen Leichen an diesen einsamen Ort geschleppt. Nehmt Euch des verwaiseten Knaben an, und lehrt ihn das Gesch der Propheten! Die Frau starb. Der Knabe schrie laut auf, denn die Jakals bissen ihn an. Der edle Hindu machte sich Plaz unter ihnen mit seinem Dolche, hob den blutenden Knaben auf seinen Arm, spähet noch umher nach menschlichem Leben, und da sich keins mehr regte, eilte er von hinnen, verschaffte in

einem fernen Dorfe dem Knaben eine weiche Ruhestätte, angemessene Nahrung, verband seine Wunden mit Sorgfalt, und eilte sodann, mit gedungenen Leuten und Carmeen, dem Schreckensorte wieder zu. Hier sammelte er die mißhandelten Gebeine der Unglücklichen, und ließ sie begraben. Einen früher von ihm schwer verwundeten Zakal verband er eben so sorgfältig, und nahm ihn zu sich. Das Thier genas, ward zahm, und blieb bis an den Altersod unser freywilliger Gefährte. Der gerettete Knabe war ich."

Hier schwieg der gefühlvolle Buchar bewegt, sammelte sich jedoch nach kurzer Frist, und fuhr fort:

"Es kann dem Herrn der himmlischen Heerschaaren kein Anblick so wohlgefällig seyn, als die Sorge einer Mutter um das leibliche Wohl ihres Kindes, und eines Vaters um die Sorge seiner unsterblichen Seele, daß sie sich erhebe, würdig zu werden des Schutzes des Allmächtigen. Es giebt viele gute Mütter, aber nur wenig gute Väter. Wenige wollen, noch Wenigere wissen, die Allerwenigsten können. Mulhar wollte, wußte, konnte, und war mir der beste Vater und die beste Mutter zugleich. Was er mir war, war ihm sein Vater. Er verlor ihn, und fühlte den Verlust, wie ich den meinigen gefühlt hätte. Ich ermaß seinen Kummer an meiner Liebe zu ihm. Aber es blieb ihm ein großer Trost: der Vater aller Menschen. An ihm und zu ihm erhob er sich, und nach und nach auch mich." —

"Die Geschichte meiner Nation lehrte er mich außers Genaueste kennen, und dann ließ er mich in der Religion der sunnitischen Mahomedaner unterrichten und aufnehmen, und war dazu wieder in meine Heimath gezogen, wo wir abwechselnd in Samarkand und in Bochara lebten. Du gehörst Deinem Stamme an, sprach er, und mußt mit Deinen Vätern dulden, glauben und hoffen. Auch hielt er mich an, die Tracht meines Landes beizubehalten. Als er mich mit selbst überlassen zu dürfen glaubte, wollte er mir eine Niederlassung in der Heimath ankaufen und mir zum Geschäft die Einrichtung machen. Ich bat ihn aber, mich nicht aus seinem Angesicht zu verstoßen; ich hätte die Entfernung von ihm nie ertragen."

"Das südliche Asien hatte er bereits ganz durchwandert. Er kannte es außers Genaueste. Der Durst des Wissens, des Schauens und Forschens trieb ihn weiter; zuerst nach Europa. Das Handelshaus seines Vaters vertraute er erfahrenen und geprüften Dienern an. In England hatte ich's in Erlernung der Sprache eben so weit gebracht, um mich verständlich zu machen, als er, meine Vorliebe für technische Wissenschaften benutzend, mich dort zurück ließ, um Fabriken und Manufakturen genau kennen zu lernen, und mir selbst Fertigkeiten zu erwerben, worin ich denn auch mit Lust Fortschritte machte."

"Er verweilte etwa drey Jahre in andern Ländern Europas, das er durchstreifte, und besonders die Lehren

der Weisesten und die Religionen kennen zu lernen suchte. Nach England zurückgekehrt, knüpfte er dort wichtige Handelsverbindungen an, und holte mich ab, zur Rückkehr in die Heimath, denn, sagte er, es ist Zeit zu wirksamer Arbeit und thätigem Eingreifen in das gemeinsame Getriebe der Menschen auf Erden, das der Allmächtige nach seiner Weisheit leitet und in dem er uns zum Ziele führt."

"Seitdem sind wir nun hier, und haben manches ansehnliche Stück Arbeit zu Stande gebracht. Unermessliche Schätze haben wir gesammelt; aber ihr Besitz ist uns gleichgültig, wenn nicht ein vernünftiger und guter Zweck damit zu erreichen ist. Mulhar besitzt den größten Theil von Cashmire, und hat große Handelshäuser in allen Städten des indischen Continents."

So anziehend uns auch diese Erzählung war, so hatten wir doch für Müllers Unruhe schon zu lange still gesessen; er bat den Buchar, uns mit der nächsten Umgebung des Hauses bekannt zu machen. Indem wir die Treppe hinabsteigen wollten, fiel uns ein kleines Gebäude, eine Art Gartenhauses, in diesem Garten auf dem Dache auf, das über die höchsten Gesträuche empor ragte. Wir erfuhren, es sey eine Sternwarte.

Im Hause und von dem Hügel, bey einem der dunkel beschatteten Springbrunnen vorbeig, waren wir ostwärts abgestiegen, als wir unter den Palmen am See, in einer weiten Veräunung einige Pferde frey umher laufen sahen. Wir traten durch eine Pforte ein; auf

den Ruf unsers Begleiters kamen alle Pferde in munteren Sprüngen herbey; Sättel und Bäume hingen an den Bäumen; Jeder sattelte und zäumte sich eins nach Gefallen, und so schlugen wir einen schattigen Weg ein, der uns zuerst nach Westen führte. —

Hier fielen uns vor Allem, in einiger Entfernung von einander, zwey Prachtgebäude auf. Eine vielfach ummauerte, mit Wasserbecken und mancherley Vorhallen umgebene, ihre Gipfel den Wolken nahe bringende Pagode, und eine, mit goldstrahlenden Kuppeln und schlanken Minarets verzierte und mit einigen hohen Palmen umgebene Moschee. Nicht fern davon lag auf einem Hügel ein kleineres Gebäude, eine Synagoge, wie wir erfuhren; und in der Ebene, in der Mitte ihres, von Mimosen beschatteten Kirchhofes, eine christliche Kirche. — Müller blickte freudig hin, bemerkte aber wie unwillkürlich: Ich habe noch keine Europäer hier gesehen.

Es giebt auch keine unter uns, erhielt er zur Antwort.

Wie ist das möglich? fragte ich verwundert.

"Europäer kommen nach Ostindien nicht, um zu arbeiten und sich's mit Genügsamkeit bey uns wohl seyn zu lassen, das haben sie in der Heimath eben so gut. Sie kommen nur her, um durch einen Handel, in dem sie sich ausschließende Vortheile zu verschaffen wissen, in kurzer Zeit sehr reich zu werden, und die gewonnenen Schätze bald in ihre Heimath zu führen. Mulhar will

aber, so weit seine Wirksamkeit reicht, die Menschen, die sich zu ihm gesellen, so viel als möglich, durch Arbeit und Ruhe, Genuß und Mäßigkeit, Unterricht und Familienleben, so zufrieden und glücklich machen, als es eben gehen will. Das ist sehr schwer. Ist es aber einem Menschen gegeben, seine Mitbrüder zu beglücken, so ist gewiß vor Allen Mulhar dazu von der Allmacht hoch begabt. Die Menschen reich zu machen, wäre ihm ein Leichtes bey seinen unaufhörlich wachsenden Reichthümern. Er glaubt aber, daß Reichthum Keinen beglückt, und daß nur der Weise ihn zu gebrauchen weiß, ohne unglücklich durch ihn zu werden, wenn er ihn zum Wohl der Menschen mit sorgfältiger Sparsamkeit anwendet."

Welch ein Mann! rief Müller begeistert aus.

"Glaubt es, Freunde! Mulhar weiß die Europäer in Europa zu schätzen und hoch zu achten. Er hat weise und edle Männer dort gekannt, und bey ihnen reiche Quellen des Lichts und des Wissens gefunden, aus denen er noch immer schöpft, wie er sagt. Ein Mann wie er kann nicht undankbar seyn gegen so Unschätzbare, da er in den unbedeutendsten Fällen die Dankbarkeit zu übertreiben pflegt. In Ansehung der Europäer in Ostindien aber hat er die traurigsten Erfahrungen gemacht, die nur zu sehr von der ganzen Geschichte ihrer kriegerischen und Handels-Niederlassungen, und bis auf den heutigen Tag von den Ausschweifungen ihres Goldburses und ihrer Eroberungssucht bestätigt werden."

Leider! leider! sprach Müller wehmüthig und leise. Diese unwillkührliche Bestätigung jener Anklage machte einen, bis auf diesen Augenblick, unauslöschlich tiefen Eindruck auf mich.

"Ihr müßt es natürlich finden, fuhr unser Begleiter fort, daß Mulhar Euch kennen mußte, ehe er Euch mit der Offenheit und dem Vertrauen ausnahm, die ihm natürlich sind. Versucht es aber jetzt, bleibt bey uns, und bald wird, wenn ihr dessen bedürft, ein besonderer christlicher Tempel für Euch Europäer da stehen. Doch wird sich nicht leicht eine größere Gemeinde in demselben finden, als Ihr Beyden; denn Ihr seyd die ersten Europäer in Ostindien, denen wir's ansehen, daß sie gern Menschen, und nichts als reine, gute Menschen seyn mögen."

Wir ritten an einem breiten Canale hin; über denselben hinaus sahen wir auf blumigem Rasen, im Schatten vieler schönen Bäume, die herrlichsten Ruhe mit ihren Kälbern weiden. "Diese Bäume haben wir gepflanzt, Mulhar und ich. Die weite Ebene vor uns, mehrere Meilen lang und breit, war baumlos, als wir uns hier niederließen. Sie ist seitdem, durch Canäle wie dieser, in große Bierrede getrennt, die zum Theil Felder aller Art, zum Theil Weiden für mancherley Thiere sind. Ihr seht Pferde mit Wohlgefallen, wie ich bemerkt habe; laßt uns den Weg gegen Norden einschlagen! Ihr werdet die schönsten sehen, die Euch vielleicht vorkamen; wenigstens die reinste Race; denn es

ist hier durch Trennungen dafür gesorgt, daß sie sich nicht vermischen können."

So fanden wir's denn auch wirklich. Nachdem wir, eine Viertelstunde etwa, scharf getrabt hatten, gelangten wir an eine Brücke und an ein hohes Staket, dessen Thor sich für uns öffnen und schließen ließ. Die ganze Gegend umher war den arabischen Rassen vom edelsten Stamme eingegeben, die hier, Hengste, Stuten und Füllen, in einer Freyheit lebten, die durch nichts beschränkt war, als durch das weite Staket. Eben so weiter die herrlichsten Turkomannen, und noch weiter die berühmten bucharischen Sceden, die fast nur hier noch in reiner Race zu finden sind. —

"Weiter westlich, sagte unser Führer, sollt Ihr künftig einen eigenen vortrefflichen Schlag großer, starker Pferde kennen lernen, und höher im Gebirge einen kleinen, von außerordentlicher Stärke, Ausdauer, Gewandtheit und Muth. Am Fuße der Gebirge, auf den ersten Hügeln, große Schafheerden verschiedener Racen; im hohen Gebirge die edle Art der Ziegen, aus Tibet, in großer Menge; rechts am Abhange und in die Ebene ablaufend, Heerden von Camelen und Dromedaren, abgesondert; in dem großen Walde, nördlich vom See, Elephanten in großer Anzahl, die nie unaufgefordert ihren Wald verlassen und die zu ihrem Unterhalt eigends bebaueten Reis- und Getreide-Felder.

Wir ritten nun durch ein eben solches Dorf, wie gestern nach Norden, da wir den See zur Rechten hatten,

jetzt umgekehrt nach Süden, den See zur Linken. Auf Müllers Verlangen verweilten wir in mehreren großen Gebäuden, Fabriken und Manufakturen aller Art, bey denen meines Freundes Erstaunen nicht gering war, die besten europäischen Einrichtungen mit den sonst ungeschickt scheinenden indischen Handgriffen und Gewohnheiten sehr sinnreich und zweckmäßig verbunden zu sehen. Wir erfuhren, daß eine Menge Arbeiter einzeln zerstreut wohnten, und wir auch an großen Fabrikgebäuden nur den kleinsten Theil übersähen. Die lange Reihe der Waarenmagazine, in einiger Entfernung, schien kein Ende nehmen zu wollen. Endlich, ehe wir wieder zu Hause eintrafen, bey einem heitern Hause und reizenden Garten, lud unser Begleiter uns ein, seine Wohnung kennen zu lernen. Eine Menge kleiner Kinder jauchzte ihm im Garten entgegen; in der Halle waren mit häuslichen Arbeiten seine vier Frauen beschäftigt. Alle waren schön, in bucharischer Tracht; die älteste von ihnen schien er mit besonderer Achtung zu behandeln.

Wey dem mäßigen, aber vortrefflichen Mittagsmahle waren mehrere Hausgenossen gegenwärtig, Hindus von verschiedenem Alter, Parsen, Armenier, Cochinchinesen, Singalesen und andere Asiaten in ihren Landestrachten. Ich bemerkte bald, daß Jeder mehr oder weniger mit der englischen Sprache bekannt war, und erfuhr später, im Umgange mit ihnen, daß Jeder das Studium einer besondern Wissenschaft, meistens aber einer Naturwissenschaft, zu seinem Lebensgeschäft machte, ohne in den

meisten andern unbewandert zu seyn. Es gab hier Chemiker und Physiker, Anatomen, Botaniker, Mineralogen und Bergwerks-Kundige, aber auch Mathematiker und Technologen. Ein Greis im Silberhaar war ein Stern-Kundiger, und ein schöner Jüngling schien sein Schüler zu seyn.

Mulhar sprach von unserer zurückgelegten Reise, verweilte bey einzelnen Gegenständen, die unsere Aufmerksamkeit erregt hatten, machte uns aber jetzt erst so vielseitig mit denselben, mit ihren Eigenthümlichkeiten und Nebenumständen, so anziehend und belehrend bekannt, daß Müller nicht umhin konnte, mir seine Bewunderung zu erkennen zu geben. Zugleich kamen aber auch die übrigen Tischgenossen mit ins Gespräch; die Unterhaltung belebte sich immer mehr; jedes Wort verdiente Aufmerksamkeit und ward mit allgemeiner Theilnahme aufgenommen. Auch hier gab es über die meisten Dinge eine große Verschiedenheit der Meynungen, aber nie einen Streit. Jeder entwickelte seine Ansicht mit großem Scharfsinn und eben so großer Bescheidenheit, und immer fand sich eine unter denselben, die von Allen für die weiseste und bis auf weiter für die richtige anerkannt wurde. Ein Geist des Wohlwollens, heiterer Ruhe und warmen Interesse's verbreitete eine Art anziehenden Zaubers über die Unterhaltung, und mein Freund bemerkte mir: es möchte wohl schwer seyn, auszumitteln, ob diese Gesellschaft mehr Freude und Heiterkeit, oder mehr Belehrung und Dankbarkeit gebe.

Wir begaben uns alle, bis auf den Greis und ein Paar andere Tischgenossen, in die Hallen und anstoßenden Gemächer des untern Stockwerks, wo wir die Frauen und Kinder bereits versammelt, die erstern mit Handarbeiten, die lehtern mit muntern Spielen, beschäftigt fanden. Hier ging mir eine ganz neue Welt auf. Seit den ältesten Zeiten sind die Frauen und Mädchen von Cassmire in ganz Asien berühmt, einmal ihrer Schönheit, und dann ihres Verstandes und ihrer geistreichen Liebenswürdigkeit wegen. In Mulhar's Hause mußten sie die lehtern mindestens, wie sich leicht denken läßt, vorzugsweise besitzen. An Schönheit aber habe ich ihres Gleichen nie gesehen. Meine Ueberraschung war um so größer, da es die ersten liebenswürdigen weiblichen Wesen waren, denen ich nahe kam, deren Umgang ich genoß.

Beema, Mulhar's Gattin, war nicht mehr jung, aber sie war noch sehr schön. Sie hatte sich mit der Leiche ihres ersten Gatten, eines Braminen, verbrennen wollen. Mit vieler Mühe hatte Mulhar sie bewogen, von diesem Vorhaben abzustehen, und reinere Religionsbegriffe aufzunehmen. Sie zog an diesen schönen See, und heurathete ihn später. Sie ist weit umher bekannt als ein Muster von Tugend und schöner Häuslichkeit. Sie hatte mehrere Kinder aus beyden Ehen, und Mulhar hatte noch eine große Anzahl elternloser Kinder zu sich genommen, verlangte aber, daß jeder Unterschied der Herkunft aller dieser Kinder vergessen seyn solle.

Alle waren seine Kinder, und er selbst hätte, wenn er's gewollt hätte, die selberzeugten nicht von den andern unterscheiden können. Es war die zahlreichste Familie, die je gesehen worden ist, von Knaben, Jünglingen, Jungfrauen und Kindern jedes Alters.

Unsere gelehrten Tischgenossen hatten sich bald unter sich und mit andern gruppiert, und spielten Schach, oder Tschaturaji, das Spiel der vier Könige, mit dem gewöhnlichen Schachbrett, andern Figuren und Würfeln, und andere Spiele. Die Knaben und kleinern Mädchen waren größten Theils außer dem Hause, wo der Platz später rings umher hell erleuchtet war, mit Reisen, Kegeln und allerley Kinderspielen beschäftigt; die Jungfrauen und Jünglinge sammelten sich um uns, und betrachteten uns neugierig. Beema sagte uns, sie habe noch nie Europäer so nahe gesehen, nie sprechen gehört, und in das Haus sey noch nie einer eingetreten. — Ich redete die jungen Leute an, fragte nach ihren Namen, nach ihren Beschäftigungen, und bald waren wir bekannt und vertraut mit einander. Ich ging mit ihnen, während Müller sich mit Beema oder Mulhar unterhielt, ins Freye, wo allerley Spiele gespielt wurden, und wir Gelegenheit fanden, uns gegenseitig zu bewundern, sowohl wegen der Heiterkeit, Unschuld und ungezwungenen Anstandes, den ich überall wahrnahm, als wegen der körperlichen Gewandtheit und Schnelligkeit, in denen ich's ihnen zuvorthat. Auch Beema trat zu uns heraus, und

hatte ihre Freude an dem jungen Europäer, der sich so gleich zu Hause fand.

Bald aber bemerkte ich, daß die Gesellschaft um mich her geringer ward. Ich trat ins Haus, und fand Müller an einem Schachische, Mulhar aber von dem größten Theil seiner Kinder umgeben, die er, mit dem Ausdruck der zartesten Liebe und heitern Ernstes, um das heute Erlernte befragte. Ich setzte mich zu ihm, und erstaunte nicht wenig über die Wichtigkeit der Gegenstände, um die es sich handelte, über die Einfachheit der Behandlung derselben, und über den klaren Verstand und die Bestimmtheit in der Sprache, womit sich die jungen Leute äußerten. Vieles davon war mir völlig unbekannt, Vieles lernte und bewunderte ich, das mir erst hier wichtig erschien, und ich bisher wenig beachtet hatte. Am auffallendsten war mir, was ich von der Schule hörte. Ich hatte nie eine Schule gesehen, nie davon gehört. Mulhar trug einem der ältern Jünglinge auf, mich morgen mit in die Schule zu nehmen, und setzte hinzu: am Abende werde ich Euch beyde fragen.

Müller trat zu uns, Eifer und Bewunderung im Ausdruck seines ganzen Wesens: Ich habe mich für einen guten Schachspieler gehalten, denn in Bombay kenne ich keinen bessern, rief er aus; aber hier verliere ich jede Partie nach wenig Zügen gegen Jeden, der sich mir gegenüber setzt.

Das ist billig, versetzte Mulhar lächelnd, denn es ist ein ganz indisches Spiel, hier zu Hause, und den Hindu's günstig.

Weißt Du nicht, fragte mich ein Knabe von zwölf Jahren, wer das schöne Spiel erdacht hat? Und auf meine verneinende Antwort erzählte er mir: Der Bramine Nasir hat es vor vielen Hundert Jahren erfunden, hat aber eine ganz besondere Absicht dabey gehabt. Es war zur Zeit des grausamen Beherrschers von ganz Indien, Behub. Dieser glaubte, die Welt sey nur für ihn geschaffen, alle Menschen aber seine natürlichen Slaven, die nur da seyen, von ihm gequält und tyrannisiert zu werden. Er schonte keine Kaste, hörte keine Warnung, und beleidigte Jeden, der ihm bessere Gesinnungen bezubringen suchte. Daher flohen ihn die Menschen, und er hatte oft, auf seinem goldenen Throne, die ärgste Langeweile; denn auch seine gewohnten Grausamkeiten machten ihm immer weniger Vergnügen. Da erfand der weise Nasir ein Spiel für ihn, zu seiner Unterhaltung, worin ein König und viele Unterthanen verschiedener Kasten vorkommen, die alle nach eigenen, wohlgeordneten Befehlen sich bewegen. In diesem Spiele zeigte er dem Könige, wie wichtig jeder seiner Unterthanen, auch aus der niedrigsten Kaste, zu seiner Erhaltung sey, was der König ohne die Beweise, die dieses klug erfonnene Spiel recht in die Augen fallend macht, gewiß nie geglaubt haben würde. Der König bekam daher Achtung, und auch vielleicht einige Furcht vor seinen Unterthanen. Den weisen Braminen aber wollte er auß reichste belohnen, und versprach ihm zu geben, was er verlangte.

Nasir verlangte nichts, als ein Weizenkorn für das erste Feld des Schachbretts, zwey für's zweyte, vier für's dritte, acht für's vierte, und so fort, immer das Doppelte für jedes Feld, bis zum vier und sechzigsten. Der König lachte über die Unbedeutenheit der Forderung einer Menge Weizenkörner, die ihm sehr gering schien. Als sein Schachmeister aber die Anzahl der Weizenkörner berechnet hatte, ergab sich die Menge derselben so ungeheuer groß, daß ganz Hindostan sie nicht zusammen zu bringen vermochte. Der König bewunderte jetzt den Braminen noch mehr, behielt ihn bey sich, und übertrug ihm die Verwaltung des ganzen Reiches. Nasir lebte und regierte noch viele Jahre, und dieß waren die glücklichsten Jahre Hindostans. Seitdem spielt jeder Hindu das königliche Spiel mit Gedanken, die wie ein Dankopfer sind. — Mulhar küßte den Knaben auf die Stirn. Wir begaben uns zur Ruhe.

Mit Tages Anbruch holte mich mein junger Führer nach der Schule ab, und Müller begleitete uns. — Unter den Palmen am See fanden wir ein sehr großes Haus, dessen Erdgeschos eine Menge großer Hörsäle enthielt. Das Stockwerk war den reichen Sammlungen von Naturalien bestimmt, einem physikalischen Cabinet, den Charten und Globen, den Modellen der Baukunst und Maschinen, einem anatomischen Cabinet und vielen englischen Büchern sowohl, als indischen Schriften der Veda's. Unter den Lehrern fanden wir auch unsere Tischgenossen. Die Zuhörer waren in vier Classen abgetheilt. Gelehrt

wurde Lesen, Schreiben, Rechnen, Erd- und Völkerkunde, Himmelskunde, Naturkunde im weiten Umfange, reine und angewandte Mathematik, mehrere orientalische Sprachen, eine Art Denk- und Seelen-Lehre, Zeichen- und Baukunst, Technologie und Gesang. Aber auch in mehrern Handwerken und Gewerben ward hier Unterricht gegeben, was oben, unter dem Sonnendache, geschah. —

Es ist unbeschreiblich, wie klar und einfach, wie die Aufmerksamkeit fesselnd und anziehend hier der Unterricht in einem ganz eigenen, ernst-heitern Vortrage, wie frey und fröhlich die ganze Stimmung der aufgeweckten, sanften Knaben und Jünglinge war. Man durfte nur eintreten in diese geweihten Hallen, um von diesem beseligenden Geiste mit ergriffen zu werden.

Müller konnte seine Verwunderung nicht bergen über die auffallende Mischung des Europäischen und Orientalischen, die hier sich in Allem zeigte. Besonders bewunderte er die geistreiche Anordnung, in der es geschah, und die zu den glänzendsten Erfolgen führen mußte. Er war sogar geneigt zu glauben, daß europäische Cultur, in diesem ernstern und hohen orientalischen Sinne aufgefaßt, der sicherste Weg zur edelsten Geistescultur sey, und theilte sich darüber einem der Lehrer mit, der sich ihm freundlich genähert hatte. Der Parse lächelte und meynete: er habe keine Vergleichungspunkte, um darüber urtheilen zu können, doch halte er dafür, daß es eben dem Menschen nicht gegeben sey, zu berechnen, wie hoch sich der Menscheng Geist erheben könne.

Müller

Müller bemerkte auch in der Folge des Gespräches, er habe hier unter den Unterrichts-Gegenständen die Geschichte und den Religions-Unterricht vermißt.

Den letztern, erwiderte der Parse, hat sich Mulhar selbst vorbehalten. Er giebt ihn nur auf Spaziergängen, in ungezwungener Gesprächsform, und sendet, nach dieser Einleitung, Jeden zu einem Religionslehrer seiner positiven Religion oder Sekte, was aber nur ein von ihm genau geprüfter, freysinniger Mann ist.

Ueber Geschichte hat Mulhar eine Ansicht, die ihm eigen ist, und sich unter den Umständen gewiß rechtfertigen läßt. Die neueste Geschichte ist Keinem ganz fremd, der in der Erd- und Völkerkunde unterrichtet worden ist. Die älteste Geschichte jeder Nation hängt zu sehr mit ihrem Religionsglauben zusammen, als daß sich für unsere Schüler, in denen dieser geschont werden soll, eine Menschengeschichte denken ließe. Die Geschichte Hindostans ist ein Labyrinth scheußlicher Gräuel, mit denen keine unentweichte Phantasie, kein reines Gemüth entheiligt werden sollte. Was wäre aber, ohne diese, jede andere Geschichte? Was überhaupt die Geschichte der Völker, wenn sie nicht die der Menschheit seyn kann? — Mulhar hat daher die Werke der alten Römer und Griechen, die der englischen Geschichtschreiber und einiger andern Europäer in der Hindusprache abfassen lassen, und verstattet den Gebrauch derselben und seines ganzen Schriftenschatzes Jedem, der unsere Schule zu besuchen aufgehört hat, und nun mit männlichem Geiste sich zur

Geschichte wenden mag. Nur alsdann kann diese Kunde diejenigen Vortheile gewähren, die man sich von ihr verspricht.

Den Kopf voll von Allem, was ich gesehen und gehört hatte, die Seele erhoben zu dem Vater der Menschen, der sie so gütig leitet; das Herz voll Sehnsucht recht gut und vollkommen zu werden, so hoch klopfenden Herzens lag ich auf dem Rasen, im Schatten der Palmen, vor mir der blaue Spiegel des Sees und ferne Berge; über mir das tiefe Blau des Himmels, warme Lüfte mich umwehend, tiefe Stille um mich her verbreitet — unwillkürlich drang mir mein altes Lied aus der Kehle, und an der Bewegung meiner Seele fühlte ich, wie gut ich es jetzt verstand.

Gooldhund, der schöne Jüngling der mich heute abgeholt hatte, war zu mir gekommen, und hatte sich neben mir auf den Rasen gesetzt, ohne daß ich's bemerkte. Als ich wieder schwieg, fragte er mich: Was hast Du da gesungen? Das ist nicht so leicht gesagt, erwiderte ich. Indessen versuchte ich, indische Worte aufzuschreiben, die den Sinn der deutschen ausdrücken und zugleich in die Melodie passen sollten. Lange wollte mir's nicht gelingen; endlich ging es denn doch leidlich; nur war das Lied noch zwey Mal länger geworden. Ich sang es ihm vor; es freute ihn; wir sangen es mit einander; dann wollte er's allein singen, und ich sollte ihm einhelfen; dann sang er's ohne Einhülfe allein, und ich mußte das vortreffliche Gedächtniß nicht minder be-

wundern, als die schöne Stimme und das richtige Gefühl, mit dem er sang.

Als wir uns zur Mahlzeit versammelten, war Mulhar' sichtlich wehmüthiger gestimmt, als gewöhnlich, was an jedem Gerichtstage, wie ich in der Folge erfuhr, mehr oder weniger der Fall war. Er war nämlich Shastree, und der Buchar Sazee (Hindu- und muhamedanischer Justiz-Beamte) für den größten Theil von Cashmire. Doch erheiterte er sich sogleich, als er erfuhr, daß wir die Schule kennen gelernt hatten, und bey den Gegenständen derselben blieb das allgemeine Gespräch während der Mahlzeit.

Am Abende, als Gooldhund gefragt wurde: Was hast Du heute gelernt? stimmte er, statt aller Antwort, das Lied an, und sang es aus voller Brust, ohne Anstoß, bis zu Ende. Liebreich wendete sich Mulhar zu mir, drückte mir die Hand, und sprach mit Innigkeit: Bleibe bey uns! Du sollst die Schule noch recht lieb gewinnen! die Vorsehung hat Dir ein schönes Herz gegeben und edle Triebe! — Er schien gerade nicht eine Antwort zu erwarten, und so blieb ich sie ihm auch mit niedergeschlagenen Augen schuldig. Doch fühlte ich schon viel Neigung, das Anerbieten anzunehmen. — Indessen hatte mich das Lied, in den fremden Worten und aus dem fremden Munde, wunderbar aufgeregt. Ich fühlte eine ganz eigene räthselhafte Unruhe, bis ich allein war, und das deutsche Lied wieder, mit ihm und auch allein,

auf alte Weise gesungen hatte, wo dann der alte heitere Friede wieder in meine Seele gekommen war.

Wir lebten schöne Tage in diesem Paradiese und unter den Menschen der Unschuld. Und als nun die Rosen erblühten! Wie schön die Rosen von Cashmire sind, wie duftend, kann sich Niemand denken, der nicht das Glück gehabt hat, sie zu sehen, wenn gleich sich ihre außerordentliche Menge denken läßt, da man sich ganz Cashmire als einen übersüllten Rosengarten denken muß. Daher die ungeheure Menge lösslichen Rosenwassers, die hier verbraucht und versührt wird, und die verhältnißmäßig eben so große Menge des noch lösslichen Attars, Rosendls. Wer erinnerte sich nicht dabey der berühmten Gemahlin Kaiser Tchangir's, Nur-Mahl, die nicht bloß Bäder, sondern fahrbare Kanäle mit Rosenwasser füllen ließ, das Rosendl entdeckte, und die Gewinnung desselben zuerst betreiben ließ! Jetzt giebt es eigene Fabriken dazu, in denen 4366 Pfund Rosenblätter acht Unzen Attar geben. Eine schlechtere, minder kostbare, Waare ist mit Santelholz versehen.

Ich wäre vor Allem gern da geblieben, wo ich war, und besonders in der Schule. Doch ließ ich diesen Wunsch nicht laut werden, um meinen geliebten Freund Müller zu begleiten, der sich bald aufmachte, Sirinagur und andere Städte und das ganze große Thal kennen zu lernen. Alles was gut und schön und charakteristisch und nützlich war, zog ihn nicht minder an, als

was sich auf Handelsgeschäfte bezog. Freylich aber war auch alles Versendbare ein Handelsartikel. —

Wir besuchten Bergwerke, die mir ein ganz neues Schauspiel waren, die aber Müller nicht so gut eingerichtet fand, als die europäischen. Um so mehr lobte er die Reichhaltigkeit des Kupfererzes, das vorzüglich geschmeidige Eisen und die Menge schöner bunter Edelsteine aller Art. —

Eine Günst des Clima's, die er zu bewundern nicht aufhörte, ist der Reichthum der Feldfrüchte und der überhaupt dem Menschen nützlichen Vegetation. An allen dahin gehörigen Pflanzen fehlen keine der gemäßigten und heißen Himmelsstriche der alten Welt, als diejenigen, die zu ihrem Fortkommen des Meeres bedürfen. Jede Art europäischer Feldfrüchte wächst hier, bey mangelhafterer Cultur, ungleich üppiger, und giebt eine bessere und größere Ernte. Vom Reis giebt es sechs verschiedene Abarten, in der Frucht verschieden, von denen jede auf nassem Boden sowohl als auf trockenem gedeiht, und dessen Stroh ein sehr nahrhaftes Viehfutter und das vorzüglichste Brennmittel in den Schmieden ist. Der Reis trägt hier in gewöhnlichen Jahren das sechzigste Korn. Noch nahrhafter, als Reis, ist der viel gebaute Keverou. Die Gerstfelder sind mit den schönsten Färbesträuchern durchpflanzt. Der Baumwolle giebt es sieben verschiedene Arten, die eben so verschieden gebraucht werden.